Sonderausgabe
Winter 2008/2009

HUch!

RASSISMUS

Foto: Sindre Wimberger

inhalt

3 **Einleitung**
Anspruch, Begriffe, Diskussionen

5 **Alles ist nicht für jede_n.**
Rassismus und Weißsein am Institut für Asien- und Afrikawissenschaften

7 **Wie *weiß* ist der Elfenbeinturm**
Ein Rechtsstreit am Otto-Suhr-Institut für Politikwissenschaften der FU Berlin

10 **Biologistische „Rasse"-Konzepte – Still Alive?!**
Rassifizierungen in den Lebenswissenschaften

12 **Recht auf Bildung**
Persönliche Erfahrungen mit dem Grundrecht auf Bildung in der BRD

13 **„Vielleicht war hier ein Sklavenmarkt oder so?"**
Rassistische Konzepte, koloniale Fantasien am Beispiel eines berliner Strassennamens

16 **Kara Günlük – Die geheimen Tagebücher des Sesperado**
„Wo kommst du her?"

18 **Die *weiße* Darstellung „Afrikas"**
Wie ein Kontinent genormt, verformt und verdunkelt wird

20 **Rassistische Sprache**
Die Macht der Sprache in Alltag und Medien

22 **Wie sich Deutschland ent-innert**
Koloniale Muster in der Gegenwart und *weißes* Geschichtsbewusstsein

24 **Rassismus als Bedingung des Kapitalismus**
AMO BOOK's Perspektive auf Rassismus – Kaste, Klasse und Rasse

26 **„Entwicklungspolitik" als „Zivilisierungsmission"**
Aus afrozentrischer Perspektive gegen „Entwicklungshilfe" und „Entwicklungszusammenarbeit"

29 **Von Intersektionalität zu Interdependenz oder: immer Ärger mit den Kategorien**
Die Komplexität sozialer Kategorien und ihre Verflechtung miteinander

32 **Mittwochs, 12 Uhr, Unirampe**
Burschenschaften und studentische Verbindungen sind immer noch scheiße

34 **A Letter from AntiRa to the RefRat**
Die Arroganz der deutschen Linken

Fotoserie: Paulina Léon „Fahre ich schwarz?"

Alle Bilder in diesem Heft sind Teil der Fotoreihe „Fahre ich schwarz?" der ecuadorianischen Künstlerin Paulina Léon.

Einleitung

von der Redaktion

Rassismus. In einem *weißen* deutschen Diskurs wird damit häufig das Phänomen bezeichnet, dass ein Idiot mit Glatze und Baseballschläger Menschen vermöbelt, die er als „Ausländer“ definiert. Aber das sind Nazis; Randprobleme. Der Rest der *weißen* Deutschen ist antirassistisch und aufgeklärt. Haben ja schließlich auch alle eine sogenannte Ausländerin zur Freundin. Doch was ist, wenn der studentische Beschäftigte täglich vom *weißen* deutschen Chef oder der *weißen* deutschen Chefin mit Vorurteilen belästigt wird, er auf Grund solcher Vorurteile pauschal als „faul“ und „unzuverlässig“ (...) abgestempelt wird und sich diese Zuschreibungen am Ende noch im Arbeitszeugnis wiederfinden, obgleich sie bar jeglichen Realitätsbezuges sind? Auch bedauerliche Einzelfälle? Mitnichten. Die Idee zu diesem Heft kam auf, als mehrere solcher Beschwerden pro Woche im RefRat eintrafen. Zwei der Menschen, die nach Unterstützung gesucht hatten, beschlossen, ihre Erlebnisse zu veröffentlichen. Die Artikel wurden geschrieben. Doch mit dem Veröffentlichungstermin rückten auch die anstehenden Prüfungen näher und damit die Konfrontation mit den Dozent_innen, gegen die Vorwürfe erhoben wurden. Nachvollziehbar, dass sich beide Studierende entschlossen ihre eh schon beschissene Situation nicht noch weiter zu verschlechtern. Beide baten uns, doch von einer Veröffentlichung der Texte abzusehen, zumindest bis zum Studienabschluss.

Jenseits der vermeintlichen „Einzelfälle“

Das Heft machen wir trotzdem, auch ohne die beiden ersten Texte. Parteiergreifende Berichterstattungen über konkrete Fälle sind wichtig und können einiges aufzeigen, im besten Falle auch Einfluss nehmen auf den konkreten Sachverhalt. Aber die eigentliche Problematik liegt tiefer. Rassismen sind entgegen weit verbreiteter Annahmen eben nicht auf Gewalttaten Einzelner beschränkt, die sich auf NPD-Tagungen treffen. Sie sind tief in der Gesellschaft, auch in deren sich links verstehenden Teilen, verankert und jederzeit abrufbar.

Die Skandalisierung einzelner rassistischer Diskriminierungen und Übergriffe gehören hierzulande ohnehin zum guten Ton. Mensch kann sich dabei auch herrlich antirassistisch fühlen. Wir möchten aber in diesem Heft vor allem über die gesellschaftlichen Zustände sprechen, die solche Übergriffe möglich machen. Wir wollen Formen rassistischer Gewalt thematisieren, die sich nicht in physischen Auseinandersetzungen oder Pöbeleien äußern müssen. Wir wollen über die rassistischen Strukturen reden, die dieser Gesellschaft zu Grunde liegen. Und wir wollen fragen, wie und wo diese Strukturen reproduziert werden. Als an eine Universität angebundene Zeitung müssen wir dazu nicht allzuweit schauen.

Nimm einen Text aus den (ehemaligen) Rassewissenschaften, ersetze „Rasse“ durch „Ethnie“ und „biologisch“ durch „kulturell“, evtl. „dumm“ durch „unterentwickelt“. Voilá, ein Text, wie er heute in fast jeder Universität produziert wird – mit dem gleichen rassistischen Inhalt. Das offene Vertreten biologistischer Rassekonzepte ist derzeit in weiten Teilen der Gesellschaft zwar tabuisiert. Sie werden aber dennoch verbreitet – gerade an der Uni. (siehe S. 10/11)

Rassismus als komplexes Denksystem

Rassismus beschränkt sich aber nicht auf derartige Konzepte. Wir sehen Rassismus vielmehr als komplexes Denksystem, das dieser Gesellschaft zu Grunde liegt. Historisch ist es eng verknüpft mit der Entwicklung des Kapitalismus und Kolonialismus. Es bezeichnet die *weiße* Vormachtsstellung, die politisch/ökonomisch über Jahrhunderte gewaltsam hergestellt wurde und noch immer aktiv vorangetrieben wird. Thematisierbar oder gar kritisierbar ist das jedoch kaum. Denn Kolonialismus wird verdrängt. Totgeschwiegen[1]. Von Aufarbeitung keine Spur. In deutschen Schulen beispielsweise wird ausführlichst gelehrt, wann welcher Papst mit welchem König was zu Mittag gegessen hat. Aber, dass das deutsche Reich Kolonien hatte, die fünf Mal größer waren als das Staatsgebiet des deutschen Reiches oder welche Gebiete das waren, steht meist nicht auf dem Lehrplan. Auch über von deutschen Soldaten begangene Völkermorde, wie an den Herero und den Nama ab 1904, wird in der Regel nicht gesprochen.

Wir verwenden die Begriffe Schwarz und *weiß* als politische Kategorien, die auf die sozio-politischen Folgen von und die historischen Verantwortlichkeiten für Rassismus hinweisen

Im gesamten Bildungssystem in Deutschland ist kein Platz für eine Schwarze Perspektive auf die Welt(geschichte). Ähnlich ist es in kolonisierten Teilen der Erde. Auch hier wurde erzwungen, dass eine *weiße* Perspektive gelehrt wird, was dazu führte, dass Schwarze Menschen häufig den Bezug zu ihrer eigenen Geschichte verloren haben und auch einer *weißen* Erzählung glauben schenken.

Diese gesellschaftlichen Grundlagen manifestieren sich aber nicht nur in rassistischen Diskriminierungen, also *weißen* rassistischen Verhaltensweisen Nicht*weißen* gegenüber, die in der überwiegenden Zahl der Fälle nicht sichtbar sind bzw. unsichtbar gemacht werden.

Rassismus findet im ganz „normalen“ Alltag und auf kommunikativer Ebene statt. Zum Beispiel wenn *weiße* Deutsche mit der Frage „Woher kommst du?“ ihren Mitmenschen auf die Nerven fallen. (siehe S. 16/17)

Um subtilere Formen von Rassismus aufzudecken ist es wichtig, nach den Positionen der einzelnen Subjekte zu fragen: „wer spricht?“, „wer spricht für wen?“, „wer definiert“ und „wem wird zugehört?“

Wenn wir diese Fragen auf *weiße* Wissenschaft beziehen wird deutlich, dass dort ein (heterosexuelles, männliches, gesundes,...) *weißes* Subjekt als „normal“ und „objektiv“ gedacht wird. Als abweichend benannt bzw. markiert und als „unwissenschaftlich“ oder „emotional“ abgewertet wird, wer im *weißen* Wissenschaftsbetrieb als „anders“ oder „exotisch“ wahrgenommen und definiert

1 Dieses Totschweigen kolonialer Realitäten bezeichnet Ha als „eine bewusste Amnesie, und die Amnesie ist eine politische Ausdrucksform des kollektiven Gedächtnisses.“ Ha, Kien Nghi: Macht(t)raum(a) Berlin - Deutschland als Kolonialgesellschaft. In: Eggers, Maureen Maisha et al. (Hg.) 2005: Mythen, Masken und Subjekte. Kritische Weißseinsforschung in Deutschland. Münster. S.105.

wird. Aus diesem Denkmuster heraus glaubt *weiße* Wissenschaft objektive Wahrheiten zu verkünden und als einzige einen universalen Blick zu haben.

Begriffsverwendung

In diesem Heft bezeichnen die Begriffe „Schwarz“ und „*weiß*“, immer politische Kategorien, die darauf abzielen, auf die soziopolitischen Folgen von und die historischen Verantwortlichkeiten für Rassismus hinzuweisen. Das bedeutet, dass sie nicht auf körperliche Merkmale wie Hautfarbe verweisen, sondern auf gesellschaftlich konstruierte Kategorien, in die Menschen hineingezwungen werden. *Weiß* ist also eine Person, die von rassistischen Strukturen profitiert und unter anderem das Privileg genießt, sich nicht mit Rassismus beschäftigen zu müssen, während Schwarze Menschen in Deutschland beispielsweise tagtäglich damit konfrontiert werden.

Den Begriff People of Colour (POC), der auch eine selbst gewählte Bezeichnung aus einem US-amerikanischen, emanzipatorischen Kontext ist und in einigen Artikeln in diesem Heft verwendet wird, benutzen wir in dieser Einleitung absichtlich nicht. Da nach unserem Verständnis die Kategorien Schwarz und *weiß* als Gegensätze konstruiert sind, birgt der Begriff POC die Gefahr als eine dritte Kategorie missverstanden zu werden, die mit „weniger Schwarz“ konnotiert ist.

In der Literatur werden diverse unterschiedliche Schreibweisen vorgeschlagen um die Abgrenzung zu biologistischer Verwendung der Begriffe zu verdeutlichen. Eggers u.A. schlagen in dem Sammelband „Mythen, Masken und Subjekte“ vor, die Begriffe Schwarz und *weiß* nochmals voneinander abzugrenzen, da Schwarz ein selbst gewählter Begriff einer widerständigen Bewegung ist. Wir folgen in dieser Einleitung ihrem Vorschlag „*weiß*“ kursiv zu setzten und „Schwarz“ groß zu schreiben – auch in adjektivischer Verwendung. Wir haben uns darüber hinaus entschieden, es den Autor_innen frei zu stellen, welche Schreibweise sie verwenden wollen.

Wie kann damit umgegangen werden, dass Texte aus unterschiedlichen Perspektiven auf den deutschen Kontext treffen?

Auch die Diskussion, ob der Begriff ‚race‘ anstelle von ‚Rasse‘ verwendet werden solle, weil es im englischsprachigen Kontext weniger fest mit biologistischen Konstruktionen verknüpft ist oder ob ‚Rasse‘ als Begriff mehr weh tut und die Gefährlichkeit des zu bezeichnenden Konstrukts stärker herausstellt, wollten wir nicht für die Autor_innen entscheiden.

Auseinandersetzungen um Schreibweisen mögen spitzfindig erscheinen, weisen aber auf ein grundlegendes Dilemma: Auf der einen Seite wissen wir, dass soziale Kategorien konstruiert sind. Benennen wir sie, nehmen wir vordergründig eine Einteilung vor, die wir eigentlich abschaffen wollen. Auf der anderen Seite sind diese sozial konstruierten Kategorien gesellschaftliche Realität. In diesen Kategorien manifestieren sich gesellschaftliche Machtverhältnisse. Um dies kritisieren und bekämpfen zu können, müssen die Kategorien benannt werden. Konkreter gesprochen: Wir sind zwar überzeugt, dass es keine Rassen gibt und wollen am liebsten, dass diese Kategorie in Vergessenheit gerät. Aber unser Wissen darum ändert noch nichts an der gesamtgesellschaftlichen Realität. Wenn wir nun Schwarz und *weiß* aus unserem Wortschatz streichen, können wir nicht einmal mehr das Problem – Rassismus, *weiße* Vorherrschaft – benennen. Rassimus strukturiert unser Leben. Er geht über persönliche Einstellungen Einzelner hinaus. Daher müssen wir versuchen diese Kategorien zu benutzen ohne in ihnen zu denken.

Bei dem Unterfangen, Kritik an rassistischen Strukturen zu äußern, stoßen wir zusätzlich auf die Problematik, dass wir in ihnen verhaftet sind. Es gibt kein außerhalb des Rassismus von dem aus wir ihn kritisieren könnten. Vielmehr strukturiert Rassismus auch unser Denken. Wir können also die gesellschaftlichen Verhältnisse nicht in Frage stellen, ohne uns selbst und unsere eigenen Positionen in Frage zu stellen.

Darin sehen wir auch einen Hauptgrund, warum sich viele Meschen nicht wirklich mit Rassismus auseinander setzten. Es gibt eben Dinge die schöner und bequemer sind als Selbstkritik.

Offene Fragen in der Redaktion

Auch in der Redaktionsarbeit haben wir uns mit Kritik leichter getan als mit Selbstkritik. Dennoch hatten wir ertragreiche, wenn auch lange Diskussionen. Die intensivste und im deutschen Kontext heikelste sei kurz skizziert:

In der heterogen besetzten Redaktion haben wir bis zuletzt diskutiert wie damit umgegangen werden kann, dass Texte aus unterschiedlichen Perspektiven auf den deutschen Kontext treffen. Und das auch noch öffentlich. Was tun mit einem Text der aus Schwarzer Perspektive in Deutschland von ‚anderen Holocausten‘ spricht?

Dass es eine für *weiße* Deutsche indiskutable Begriffswahl ist, darüber waren wir uns in der Diskussion relativ schnell einig[2]. Dass *weiße*, durch die Geschichte geläuterte und allwissende linke Deutsche als einzige die Welt erklären können, ihre Perspektive allgemeingültig ist und alle sich an ihre Regeln halten müssen, haben wir ebenso schnell verworfen. Aber die Veröffentlichung im Deutschen Kontext....!

Letztendlich haben wir den Text nicht verändert, aber um eine erklärende Fußnote erweitert. Mit dieser Lösung können alle Beteiligten leben. Wir weisen an dieser Stelle deswegen darauf hin, weil wir die Frage unterschiedlicher Perspektiven im deutschen Kontext für ein Thema halten, dass ausführlicher behandelt werden muss als es in diesem Heft und überhaupt in der Linken hierzulande geschieht. Nicht zuletzt die bei Redaktionsschluss noch andauernde Diskussion um die Neubesetzung des AntiRa-Referates im RefRat zeigt dies.

Abschließend bleibt zu bemerken, dass wir nicht den Anspruch erheben, eine umfassende Behandlung der Thematik vorzulegen. Diverse Themen wie aktuelle Kritiken am Konzept critical whiteness, die Frage danach, was rassistische Denkmuster historisch ermöglicht hat, oder die eben angesprochene Perspektive/Kontext-Problematik konnten (noch) nicht behandelt werden, andere nur unzureichend. Wir hoffen daher auf reges Feedback, Hinweise und Einsendungen. Diskussionen könnten in der regulären *HUch!* fortgeführt werden. Vielleicht schaffen wir auch eine zweite Themenausgabe zu Rassismus.

Wir hoffen, dass wir mit diesem Heft Denkanstöße liefern und für Rassismus – vor allem an der Universität – sensibilisieren können. Denn gerade hier, an der *weißen* Uni, geschieht sie, die *weiße*, rassistische Wissensproduktion.

2 vlg. Rona Torenz, Stefan Gerbing: „Kritische Weißseinsforschung und Deutscher Kontext. Über das Verhältnis von Deutschsein, Weißsein und die Konstruktion des Ariers. VDM Verlag Dr. Müller, 2007

Alles ist nicht für jede_n

Rassismus und Weißsein am Institut für Asien- und Afrikawissenschaften

von Julia Caroline Brilling

Nach drei Jahren als *weißer* Studentin am Institut für Asien- und Afrikawissenschaften[1] kann ich auf einen gewaltigen Erfahrungsschatz an institutionalisierten und systematisch fortgeführten rassistischen Strukturen innerhalb der Akademie zurück blicken.

Das noch in Kolonialzeiten gegründete Institut hat bis ins Jahr 2007 hinein wenig von seiner kolonialen, *weiß*-suprematistischen und somit rassistischen Ausrichtung abgelegt. Konsequenterweise sollte es anstatt Institut für Asien- und Afrikawissenschaften in Institut für angewandten Rassismus umbenannt werden. Das ist der *weiße* Raum, der es sich gänzlich zur Aufgabe gemacht hat Afrika mit *weißem* „Wissen" zu füllen. Dies ist der Ort an dem *weiße* Phantasien wahr werden und jeder, wirklich jeder, ist plötzlich „Experte" für Afrika. Hier tauchen multipel-gescheiterte Persönlichkeiten auf, die endlich ihre Sehnsüchte und das Gefühl die Deutungsmacht zu haben, ausleben können. Es gilt der Grundsatz: „Wenn nichts mehr geht, geht Afrikawissenschaften!"

Das sich selbst als international wähnende Institut wird von *weißen* StudentInnen[2] aus allen Bereichen besucht. Was wir hier aber nicht finden bzw. in erschreckend geringem Ausmaß sind Schwarze Menschen und People of Color. Dies gilt auch für die DozentInnen. Der Lehrkörper der Afrikawissenschaften, also die „Afrika-Experten", sind ausschließlich *weiß*. Bis auf einen trifft das auch auf die Sprachlektoren zu. Anscheinend können Nicht-Muttersprachler die betreffende Sprache viel besser vermitteln, als dies etwa ein Muttersprachler könnte. Nun ist Weißsein an sich natürlich kein von vorneherein disqualifizierendes Merkmal, um als DozentIn tätig zu sein, dennoch stellt sich in dem kolonialen Rahmen der Afrikawissenschaften noch mehr als ohnehin schon die Frage, wie mit eklatantem Rassismus und immanenter *weißer* Definitionsmacht umgegangen wird. Man/frau könnte denken, dass gerade in einem Fach, dem diese gewalttätige koloniale Geschichte anhängt, sich explizit mit Weißsein auseinander gesetzt wird, doch das Gegenteil ist der Fall. Entgegen dem fächerübergreifenden Trend mal ein Seminar oder eher eine Sitzung zum Thema *Rasse*[3] anzubieten, widersetzt sich Afrikawissenschaften konsequent gegen eine Auseinadersetzung mit dem Thema Rassismus. So was kommt am IAAW nicht in die Tüte! Das inzwischen schon fast obligatorische und furchtbar progressive „Gender-Ding" wird dafür aber gerne bearbeitet. Weil man/frau sich nicht die Blöße geben will von Rasse oder gar Gender eigentlich keine Ahnung zu haben, sind beide Themen doch gerade so beliebt im akademischen Diskurs und jedes Seminar braucht eine Session zu Rasse und Gender, weil das irgendwie gerade dazugehört. Auch Weißsein ist seit einiger Zeit in fast allen Disziplinen vertreten und immer mehr *weiße* Weißseins ExpertInnen geben Seminare zu diesem Thema. Weißsein wird von Weißen ins *weiße* Zentrum „erhoben" und dann in fast ausschließlich *weißen* Seminaren „kritisch" erörtert. Dies nimmt zuweilen gar skurrile Formen an, wenn eine *weiße* Dozentin ihrem exklusiv *weißen* Kurs zum Thema Weißsein zur Aufgabe gibt, mal kollektiv loszugehen und auf dem Campus der HU nach Spuren von Weißsein zu suchen. Wo doch ein Blick in den Spiegel genügt hätte! Der Critical Whiteness Trend wird verhandelt, als habe Weißsein gar nichts mit uns selbst zu tun, als müssten wir[4] Spuren von Weißsein bei anderen *Weißen* suchen. Am besten noch bei denen die wir sowieso nicht mögen, Nazis zum Beispiel, weil wir Rassismus ja nicht zu den Eigenschaften zählen, mit denen man sich brüsten könnte. Aber gegen Rassismus zu sein heißt halt noch lange nicht kein/e RassistIn zu sein.[5]

Aber zurück zu Afrikawissenschaften, wo kritische Weißseinsforschung geschweige denn irgendeine Form von Auseinandersetzung mit Rassismus faktisch nicht existent ist. „Weiße halten *weiße* Räume *weiß*!"[6], das wissen wir bereits und nirgendwo ist dies so ausgeprägt wie am Institut für Afrika- und Asienwissenschaften. Gerade in den Teilgebieten zu Geschichte und Linguistik sind sämtliche Texte und Materialien von *weißen* „ExpertInnen". AfrikanerInnen werden zu Objekten ihrer eigenen Geschichte und Sprache gemacht, die Definitionsmacht bleibt in *weißen* Händen. So kann es zum Beispiel auch sein, dass *weiße* männliche Dozenten schon in der Ankündigung ihrer Seminare von der „Entdeckungsleistung der Europäer" schreiben können. Oder in einem Colloquium der Asienwissenschaften, der Leiter des Instituts und Südostasien „Experte" behaupten kann: „In Südostasien gehen alle Männer fremd und zu Prostituierten. Das gehört bei denen zum Männlichkeitskult dazu." Oder aber eine Professorin für Literatur der Afrikawissenschaften in einer Vorlesung über Ostafrikanische Literatur einen nicht unbekannten Swahili-Autoren kurzerhand zum Inder machen und dann mit dem qualifizierten Argument aufwarten: Na ja, der sieht halt so aus!"

Rassismus ist ein *weißes* Problem, Kolonialismus ist ein *weißes* Unternehmen, Imperialismus ist *weiße* Hegemonie und Afrikawissenschaften sind *weiß*.

1 Dieser Artikel bezieht sich Schwerpunktmäßig auf das Institut für Afrikawissenschaften.

2 Interessanterweise wird der Studiengang zu großer Mehrzahl von *weißen* Frauen besucht.

3 Als soziokulturelle Konstruktion und kritische Analysekategorie zu verstehen

4 Das „wir" ist hier keinesfalls als Pluralis Majestatis zu verstehen, noch Ausdruck einer gespaltenen Persönlichkeit. Ich schreibe hier von einem *weißen* „wir", dass als heterogenes Kollektiv zu verstehen ist.

5 Siehe hierzu auch den Artikel von Aretha Schwarzbach-Apithy. „Interkulturalität und anti-rassistische Weis(s)heiten an Berliner Universitäten", in: Maureen Maisha Eggers et.al. (Hrsg.). Mythen, Masken und Subjekte : kritische Weißseinsforschung in Deutschland. Münster : Unrast, 2005.

6 Ursula Wachendorfer. „Weiße halten *weiße* Räume *weiß*.", in: Maureen Maisha Eggers et.al. (Hrsg.). Mythen, Masken und Subjekte : kritische Weißseinsforschung in Deutschland. Münster : Unrast, 2005.

Schwarze Perspektiven werden zumeist konsequent ausgeschlossen, ignoriert, negiert und ihnen wird die wissenschaftliche Relevanz aberkannt. So können *weiße* DozentInnen und *weiße* StudentInnen im Kollektiv über Diaspora, Dekolonisierung und Negritude sprechen ohne dabei jemals an der eigenen Autorität dies zu tun zweifeln zu müssen. Es werden ganze Projektseminare zum Thema Migration angeboten, von DozentInnen, die in keinster Weise dazu befugt wären, sich über ein Thema zu äußern, welches sie selbst höchstens aus der Theorie kennen.

Die Negritude ist ein beliebtes Thema bei den Afrikawissenschaften und es verwundert kaum, dass es weniger darum geht diese äußerst wichtige Schwarze kulturelle und literarische Bewegung wahrzunehmen und anzuerkennen. Nein, sie muss zerstört werden. Es geht vorrangig darum wiederholt „festzustellen", dass Schwarze Männer Sexisten sind, weil die bekanntesten Vertreter der Negritude und zwar die, die in *weißen* akademischen Räumen anerkannt werden, Männer sind und Frauen marginalisiert wurden. Viel wichtiger scheint aber der *weiße* Konsens zu sein, dass *die Schwarzen* und die von der Negritude ganz besonders, Rassisten sind. Rassisten sind sie, weil sie ja „nègre" benutzen und der unglaublich kritische *weiße* Student das furchtbar rassistisch findet. Dann sind sie auch Rassisten, weil sie ja ein unerträglich essentialistisches Bild von Afrika zeichnen und nicht etwa, wie der/die geneigte *weiße* StudentIn, fähig ist zwischen rassistischer Realität und *weißer* Konstruktion zu unterscheiden. Ich muss hier vehement darauf hinweisen, dass nur Weiße Rassisten sind. Rassismus ist ein *weißes* Problem, Kolonialismus ist ein *weißes* Unternehmen, Imperialismus ist *weiße* Hegemonie und Afrikawissenschaften sind *weiß*. Das moderne *weiße* Selbstverständnis hat noch nicht gelernt, dass jeder eben nicht über alles reden kann. Die koloniale Herrschaftsstruktur, in der vermeintliche *weiße* Subjekte über die von ihnen zu Objekten gemachten Schwarzen Menschen und People of Color urteilen, für und über sie sprechen, kann als Kern des Fachgebiets beschrieben werden. Sollten Schwarze StudentInnen es wagen in diesen *weißen* Raum einzudringen, wird dies sogleich als Kampfansage empfunden. Hat die Person dann auch noch den Mut sich aktiv zu positionieren und die anwesenden Weißen somit zum Teil bloßzustellen und zumindest vorübergehend der Definitionsmacht zu „berauben", wird das *weiße* Kollektiv inklusive DozentIn, vehement dagegen vorgehen. Auch eine ernsthafte Auseinandersetzung mit Rassismus und Sprache oder vielmehr Rassismus durch Sprache wird tunlichst vermieden. Zwar gibt es in fast jedem Seminar die meist von StudentInnen initiierte und dennoch wenig reflektierte „N-Wort-Diskussion", das Problem des Rassismus und der damit verbundenen Gewalt, die sich eben in der Sprache manifestiert, bleibt aber unangetastet. Nur in diesem *weiß*-suprematistischen kolonialem Rahmen der Afrika- und Asienwissenschaften können solche gewalttätigen und dummen Handlungen Raum finden. Der koloniale Raum dieser kolonialen Institutionen ermöglicht es *weißen* Frauen und Männern sich selbst ein Alibi zu verschaffen unter dem Deckmantel, allein die Beschäftigung mit den Arbeiten von Schwarzen Menschen und People of Color sei Symbol genug für die Abwesenheit von Rassismus. Doch das Gegenteil ist der Fall.

Die eklatante Abwesenheit von Schwarzen Menschen und People of Color ist nicht nur ein dummer Zufall sondern eine gewaltvoll hergestellte Realität.

Ganz klar ist auch: *weiß* ist *weiß* und auch „Linke", die als Symbol vermeintlicher Solidarität oder einfach aus plumpem Exotismus, ihre Haare verfilzen lassen und in kultur-imperialistischer Weise behaupten, dies seinen Dreadlocks, muss mitgeteilt werden, dass die immer noch *weiß* sind. Weiße mit „Dreadlocks" tragen Teile ihres Rassismus für jeden sichtbar auf dem Kopf. Das ist gelebte *weiße* Hegemonie, purer Imperialismus und wir kommen hier zu einem zentralen Thema von Weißsein: Grenzenlosigkeit. Weiße penetrieren alle Räume und sobald es einen autonomen Schwarzen Raum, eine dekolonisierte kulturelle und politische Schwarze Bewegung gibt, werden rücksichtslos und gewaltvoll diese Räume, die zumeist als Bedrohung empfunden werden, penetriert, und daran gearbeitet diese Räume zu re-kolonisieren und letztlich *weiß* zu machen.

Grada Kilomba folgend ist allein die Tatsache, dass wiedereinmal Weiße für Schwarze Menschen sprechen wollen, ein rassistischer Akt. Frantz Fanon lesen und nicht verstehen ist eine Sache, das eigene Nichtwissen dann auch noch dazu benutzen zu wollen Frantz Fanons vermeintliche Position gegenüber der Negritude beurteilen zu wollen, ist die *weiße* Definitionsmacht mal wieder unter Beweis stellen zu wollen. Tatsache ist, wir haben keine Autorität die Negritude be- und verurteilen zu können. Wir haben wahrzunehmen, was Schwarze Menschen uns über unseren Rassismus zu sagen haben, denn Schwarze Menschen und People of Color sind die ExpertInnen in Weißsein und Rassismus. Es ist eine traurige und ermüdende Tatsache, dass diese rassistischen Weis(s)heiten[7] immer noch funktionieren und kein Ende abzusehen ist. Besonders ermüdend ist die Tatsache, dass selbst die, die sich selbst Links und politisch nennen und beanspruchen kritisch zu sein, diese Rolle in keinster Weise erfüllen. *Weiß* ist *weiß*! Und alle Weißen sind Rassisten, ob es uns gefällt oder nicht.

Grada Kilomba folgend ist allein die Tatsache, dass wiedereinmal Weiße für Schwarze Menschen sprechen wollen, ein rassistischer Akt.

Everything ain't for everybody und das gilt es wahrzunehmen. Es gibt Grenzen, wir sind nicht universell oder gar unantastbar. Rassismus ist eine Realität, der er sich gerade in solch kolonialen Feldern wie den Afrikawissenschaften zu stellen gilt, auch wenn es unangenehm ist. Auch oder gerade diese unangenehmen Wahrheiten müssen reflektiert und verhandelt werden. Wie Camara Laye bereits 1954 bemerkte: *„Toute verité, voyez-vous, n´est pas bon à dire. […] Ni bonne à dire ni bonne à entendre."*[8]

7 Aretha Schwarzbach-Apithy in: Maureen Maisha Eggers et.al. (Hrsg.). Mythen, Masken und Subjekte : kritische Weißseinsforschung in Deutschland. Münster : Unrast, 2005.

8 Laye, Camara. 1954. Le Regard du Roi. Paris : Plon. S. 186.

Wie weiß ist der Elfenbeinturm?

Ein Rechtsstreit zwischen zwei Dozenten am Otto-Suhr-Institut für Politikwissenschaft der Freien Universität Berlin eröffnet einen neuen Blick auf einen oft totgeschwiegenen Aspekt des Wissenschaftsbetriebes: Wie Rassismus und Weiße[1] Definitionsmacht dafür sorgen, dass unter dem Deckmantel „objektiver" Wissenschaft kolonialrevisionistische Thesen vertreten und kritische Schwarze Perspektiven zum Schweigen gebracht werden sollen – zur Not vor Gericht.

von Joshua Kwesi Aikens, Chandra-Milena Danielzik, Matti Steinitz

Wer schafft wessen Wissen und wessen Wissen schafft es nicht in die Wissenschaft? Inwieweit ist Wissenschaft in Deutschland geprägt durch Rassismus und eine Weiße Position, die universelle Gültigkeit beansprucht, ohne sich zu hinterfragen?

Fragen wie diese bilden den Hintergrund eines Prozesses, den der Kläger Privatdozent Dr. Dr. Ulrich van der Heyden vor dem Landgericht Berlin gegen den Diplompolitologen Yonas Endrias anstrengte. Gegenstand der Klage war die Aussage Endrias', van der Heyden habe in einer Ausschusssitzung der Bezirksverordnetenversammlung (BVV) Berlin-Mitte 2004 ausgeführt, es sei den am Preußischen Hof arbeitenden sogenannten „Hofmohren" – eigentlich Versklavte – besser gegangen als der damaligen arbeitenden deutschen Bevölkerung und dass es unproblematisch sei die Bezeichnung „Mohr" zu verwenden, da es eine historische Bezeichnung sei, die auch im aktuellen Kontext durchaus positiv verwendet werden könne. Zur Illustration dieser These verwies van der Heyden auf den goldenen Halsring, welcher damals von den Versklavten getragen wurde. Eine mehr als fragwürdige Aussage, bedenkt man den historischen Kontext: Die betreffenden AfrikanerInnen waren im Rahmen des europäischen Sklavenhandels verschleppt worden und dienten am Hof der Zurschaustellung von Macht und Einfluss ihrer Herren – was sich in jenen goldenen Halsbändern ausdrückte, die den realen Sklavenstatus der Verschleppten unmissverständlich deutlich machten und auch den damals schon betriebenen Exotisierungen von AfrikanerInnen in Deutschland geschuldet war. Zwar fand dies an einem Hofe statt, an dem für Ernährung und ärztliche Versorgung gesorgt war – beides allerdings wurde den verschleppten AfrikanerInnen gerade deswegen zuteil, weil sie den preußischen Herrschern „gehörten". In seiner neuesten Publikation *Allagabo Tim. Der Schicksalsweg eines Afrikaners in Deutschland*[2] welche er zusammen mit Horst Gnettner herausgibt, behauptet van der Heyden sogar, Afrikaner hätten zur Kolonialzeit „mehr oder minder freiwillig" den Weg nach Europa gefunden und leugnet somit die Lage derer, die ein Leben lang zu exotischen Sklaven degradiert und denen grundlegende Menschenrechte verwehrt wurden. Sklaverei und Kolonialismus werden so verharmlost und beschönigt. Zur Veranschaulich eine Leseprobe aus der Einleitung:

"[...] Dieses Interesse heute als Rassismus oder rassistische Verhaltensweisen zu denunzieren, ist Unsinn. Denn die Europäer wurden damals auf dem afrikanischen Kontinent ebenso als vermeintliche Exoten begafft, wie die Afrikaner in Europa. Solange keine Diskriminierung auf Grund der Hautfarbe oder gar Angriffe auf Leib und Leben wegen des anderen Aussehens festzustellen ist, sollte eher vom Exotismus, denn vom Rassismus die Rede sein."[3]

Die Schlüssel zum Elfenbeinturm – umkämpfter Zugang zum Wissenschaftsbetrieb

Zwei Jahre nach der Ausschusssitzung versuchte van der Heyden die Vergabe eines Lehrauftrages an Endrias am Otto-Suhr Institut der Freien Universität Berlin zu verhindern, indem er Endrias' Seminartext für das Vorlesungsverzeichnis inhaltlich angriff und behauptete, „gravierende" Fehler gefunden zu haben. So sei Afrika, anders als von Endrias behauptet, gar nicht in Berlin aufgeteilt worden. Auch monierte er, dass Endrias darin die Anerkennung des in Namibia von Deutschen verübten Völkermordes durch Entwicklungsministerin Wieczorek-Zeul als „Meilenstein" bezeichnet hatte. Die entsprechende Rede sei nicht einmal verschriftlicht worden – sie ist jedoch auf der Website des *Bundesministeriums für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung* veröffentlicht. Als während der Auseinandersetzung Endrias auf van der Heydens Aussagen vor dem BVV-Ausschuss hinwies, zeigte dieser ihn wegen Persönlichkeitsrechtsverletzung an und verlangte Widerruf und Schmerzensgeld.

Zu vermutender Grund für van der Heydens Kam-

1 Wir verwenden die Großschreibung der Begriffe wie „Weiße" und „Schwarze", um die soziale Konstruktion dieser Kategorien zu unterstreichen.

2 Heyden, Ulrich van der und Gnettner, Horst (Hrsg): Allagabo Tim. Der Schicksalsweg eines Afrikaners in Deutschland. Dargestellt in Briefen zweier deutscher Afrikaforscher, Berlin 2007.

3 http://www.trafoberlin.de/3-89626-617-9.htm

Ich habe ständig nur schwarze Gedanken

pagne gegen Endrias ist, dass eine Person zu "seinem" Thema Berliner Kolonialgeschichte dozieren sollte, die sich weder auf seine Veröffentlichungen bezieht noch mit ihnen inhaltlich übereinstimmt.

An dem Geschehenen zeigt sich, dass der Wissenschaftsbetrieb kein neutraler Raum ist, zu dem es gleichberechtigten Zugang gibt. Konzeptionen von Wissen und Wissenschaft sind eng mit Interessen, Macht und Hegemonie Weißer Autorität verknüpft. Der Grund, warum van der Heydens Diskreditierungen gegenüber Endrias überhaupt einen Raum finden konnten und zunächst auch Erfolg zeigten, geht darauf zurück, dass die Argumentationsmuster sich in einen historisch gewachsenen theoretischen Diskurs einbetten, der People of Colour systematisch disqualifiziert und zu Objekten Weißen Expertentums werden lässt.[4] Das zeigt sich zum Beispiel darin, dass die Vergabe des Lehrauftrages an Endrias zunächst zurückgenommen und erst durch vor allem von außerhalb der Entscheidungsstrukturen kommende Kritik wieder erteilt wurde.

Endrias reagierte mit einem Schreiben, in dem er sich kritisch mit van der Heyden und seinen Positionen auseinandersetzte. Was folgte war jedoch nicht eine akademische Auseinandersetzung, sondern besagte Anzeige. Als die am Otto-Suhr-Institut entstandene Initiative *Africavenir international e.V.* in ihrem Newsletter den Prozesstermin ankündigte, wurde auch ihr mit einer Anzeige gedroht.

4 vgl. Kilomba, Grada (2007): Africans in the Academy: Diversity in Adversity: http://africavenir.com/news/2007/06/1397/africans-in-the-academia-diversity-in-adversity (abgerufen am 24.07.07).

Umkämpfte Geschichte: Umbenennung der Mohrenstraße

Um die politische Tragweite dieses Vorganges zu verstehen, ist ein Rückgriff in die jüngere und ältere Berliner Geschichte notwendig:

Yonas Endrias, langjähriger Aktivist der Black Community und Vizepräsident der Internationalen Liga für Menschenrechte, hatte 2004 eine Kampagne organisiert, um die Umbenennung der Mohrenstraße und eine Auseinandersetzung mit dem brandenburgisch-preußischen Sklavenhandel zu erwirken. Neben dem erwähnten historischen Hintergrund wurden dabei auch etymologische Argumente angeführt, die die rassistischen Implikationen des von einigen WissenschaftlerInnen gern als „neutral" bezeichneten Wortes „Mohr" belegen: Die Verbindung der griechischen Wortwurzel morus (»töricht«, »einfältig«, »dumm«, und auch »gottlos«) mit dem lateinischen maurus («schwarz«, »dunkel«, bzw. »afrikanisch«) zeigt, wie afrikanische Menschen sprachlich mit rassistischen Zuschreibungen versehen wurden – eine nicht nur im Fall der Mohrenstraße bis heute ungebrochene Tradition.

Um die Entscheidungsfindung in der Kontroverse um die Mohrenstraße zu erleichtern, berief der zuständige BVV-Unterausschuss 2004 zwei Sitzungen ein, auf denen van der Heyden als Experte geladen war – wohingegen PolitikwissenschaftlerInnen und MenschenrechtlerInnen wie Yonas Endrias sowie Judy Gummich als Vertreterin der Schwarzen Community lediglich als „Betroffene" anwesend sein durften. Dass van der Heyden während dieser Sitzung tatsächlich den strittigen Vergleich gezogen hatte, bezeugten im späteren Gerichtsverfahren neben Gummich auch weitere Anwesende.

Dass sich alle berliner Schwarzen und afrikanischen Vereine in einer gemeinsamen Erklärung für die Umbenennung der Mohrenstraße ausgesprochen hatten und in ihrem Anliegen von AfrikawissenschaftlerInnen wie Susan Arndt unterstützt wurden, schien weder die gela-

denen Experten noch den Unterausschuss und die BVV sonderlich zu beeindrucken. Hier werden die politischen Konsequenzen der Einteilung in angeblich emotional agierende Betroffene und „rationale Experten“ deutlich. Drei Jahre nach der Protestaktion ist der Straßenname unverändert, eine öffentliche Diskussion über die geschichtlichen Hintergründe hat nicht stattgefunden, Entscheidungsträger des Bezirkes Mitte fühlten sich auch nicht bemüßigt, mit einer Plakette der verschleppten und versklavten AfrikanerInnen zu gedenken, die in der nach einer rassistischen Fremdbezeichnung benannten Straße untergebracht waren.

Profiteure des Weißen Diskurses

Der Kontrast zwischen Weißen ExpertInnen und Schwarzen „Betroffenen“ wurde nicht nur in der genannten Ausschusssitzung, sondern auch von einigen Zeugen während des Prozesses konstruiert. Die Einteilung schlägt sich nicht nur in der deutschen Wissenschaftslandschaft, sondern auch in alltäglichen Diskussionen um Rassismus und Diskriminierung nieder. Dieser Dualismus ist jedoch Teil eines kolonial geprägten Weißen Diskurses, der Schwarze Perspektiven systematisch marginalisiert und diskreditiert. Wie in der Kritischen Weiß-Seins-Forschung dargelegt, gilt Weißes Wissen allgemein als neutral, objektiv und universell, während Schwarze Perspektiven als subjektiv, emotional oder irrational abgewertet werden. Die Perspektive der Betroffenen wird entwertet und es wird unterstellt, sie seien nicht in der Lage, analytisch-wissenschaftlich zu denken oder Faktenwissen sachlich zu nutzen.

Ein Blick auf die Lücken dieses Argumentationsmusters entlarvt seine ProfiteurInnen: Weiße, die so als TäterInnen aus Kolonialgeschichte und aktueller Rassismusdebatte ausgeblendet werden, da sie vorgeblich nicht betroffen sind und daher eine angemessene Distanz zum Thema haben. Daraus wird wahlweise das Privileg abgeleitet, sich nicht damit befassen zu müssen oder eben als sachlich-objektiver Experte die Sachverhalte zu analysieren. Hier manifestiert sich das grundlegende Weiße Privileg, von einer Geschichte der Kolonialaggression und von gegenwärtigen rassistischen Verhältnissen zu profitieren und deren Existenz gleichzeitig leugnen zu können. Betroffen sind alle – doch die ausübenden ProfiteurInnen verorten das Problem ausschließlich bei den Opfern.

Der Prozess wurde so zur Bühne revisionistischer Geschichtsauffassungen und passte sich ein in die Art und Weise, wie Kolonialismus in Deutschland aufgearbeitet wird: nämlich fast gar nicht. Die deutsche Kolonialamnesie, eine über bloßes Vergessen weit hinausreichende Verdrängung und „Entinnerung“ deutscher Kolonialverbrechen sowie der daraus erwachsenden gegenwärtigen Konsequenzen für ehemals Kolonisierte und Nachfahren der Kolonisierenden, wurde auch hier deutlich.

Doch im Prozess ging es letztlich nicht um die Bewertung von Geschichtsauffassungen, sondern nur um die Frage, ob van der Heyden tatsächlich behauptet habe, es sei den sogenannten „Hofmohren“ besser gegangen als „der arbeitenden deutschen Bevölkerung“. Nach Vernehmung der Zeugen entschied der Richter zugunsten von Endrias, der van der Heyden nun unwidersprochen vorwerfen darf, eine rassistische Position vertreten zu haben.

Weiße Privilegien und Schwarze Perspektiven

Van der Heyden hat zwar den Prozess verloren, profitiert aber als habilitierter Wissenschaftler weiter von der Lehrfreiheit, um neuen Studierendengenerationen seine Positionen als wissenschaftliche Fakten zu präsentieren. Zwei Studierenden, die seine Relativierung des deutschen Kolonialismus kritisierten, welche sich unter anderem in seiner Gleichsetzung der deutschen Wiedervereinigung mit Kolonialismus, seiner apologetischen Darstellung der Situation Schwarzer Menschen im Deutschen Reich und seinen Position in der Mohrenstraßen-Diskussion widerspiegelt, warf er vor keine Ahnung zu haben, was Kolonialismus überhaupt sei und sich vor den Karren einer Diffamierungskampagne gegen ihn spannen zu lassen. Die beiden Studierenden mussten sich fragen lassen, weshalb sie sich als Weiße denn überhaupt betroffen fühlten.

Van der Heyden stellt sich als Opfer einer Verschwörung dar, mithilfe derer er als einer der wenigen weiterhin im Wissenschaftsbetrieb tätigen Ostdeutschen mundtot gemacht werden soll. Er versteht sich selbst als antikolonialen Anti-Rassisten und kann die Vorwürfe deshalb nur als diffamierenden Angriff auf seine Person, seine ostdeutsche Biographie und sein Lebenswerk begreifen.

Van der Heyden agiert jedoch nicht als marginalisierter ostdeutscher Wissenschaftler, sondern als Repräsentant des Weißen Akademiker-Mainstreams, der sich über geschlossene Netzwerke und Disqualifizierung „anderer“ Perspektiven stetig reproduziert. Machtpositionen werden ausgenutzt, um kritische Ansätze aus dem Wissenschaftsbetrieb fernzuhalten. So spiegeln sich auch in der „objektiven“ Wissenschaft die aktuellen, rassistisch geprägten Machtverhältnisse wider.

Weiße Privilegien bestimmen demnach auch heute noch den deutschen Wissenschaftsbetrieb, in dem People of Colour sich oft nicht als WissenschaftlerInnen oder handelnde Subjekte, sondern als Objekte Weißer und offensichtlich nicht allzu objektiver Analyse wiederfinden. Dies gilt es bei der Bewertung Weißer ExpertInnenmeinungen zu beachten. Im Interesse einer Wissenschaft, die ihrem Anspruch gerecht wird, müssen Strukturen eingefordert werden, die gewährleisten, dass Perspektiven von People of Colour als gleichwertig anerkannt und als wichtiges Korrektiv von bis dato eindimensionalen Betrachtungen aufgefasst werden. Denn nur das Einbeziehen unterschiedlicher Perspektiven schafft neues Wissen.

Zum Text:

Dieser Text ist in leicht veränderter Fassung in arranca! 37 erschienen.

Biologistische „Rasse“-Konzepte Still Alive?!

von der AG gegen Rassismus in den Lebenswissenschaften
www.aggr.org

In den gegenwärtigen Lebenswissenschaften gehören Rassifizierungen zum angesagten Repertoire. Seit den Auseinandersetzungen um Kolonialismus und Nationalsozialismus nach dem Zweiten Weltkrieg schien das Schicksal biowissenschaftlicher „Rasse“-Modelle besiegelt zu sein; die Einteilung von Menschen in verschiedene Gruppen der Gattung *homo* wurde von vielen Wissenschaftler_innen als unwissenschaftlich und ideologisch zurückgewiesen. Der „Rasse“-Begriff sollte – so wurde formuliert – höchstens noch zur sozial- und kulturwissenschaftlichen Bezeichnung sozial konstruierter Gruppen dienen. Da rassistische Diskurse jedoch nach wie vor auf biologische Unterscheidbarkeit rekurrieren und sich wissenschaftlicher Rassismus nicht wie erhofft in die Geschichte verabschiedet hat, wurde es immer wieder notwendig, rassistische Konstruktionen in biowissenschaftlicher Forschung zu kritisieren. Zuletzt waren gerade die Genetiker_innen des Humangenomprojektes der Meinung, dem Begriff „Rasse“ die Basis entzogen zu haben, indem sie die 99,9-prozentige Gleichheit der Genome aller Menschen verlautbarten. Im Zuge der Sequenzierung des menschlichen Genoms in den 1990er Jahren wurden mit der Genetifizierung von Ungleichheit jedoch auch verschiedene lebenswissenschaftliche Projekte gestartet, die nun quasi die ‚übrigen‘ 0,1 Prozent auf Unterschiede untersuchen und „ethnische“ bzw. „rassische“ Differenz festschreiben wollen. So forderte bspw. auf dem Weltkongress der Human Genome Organisation (HUGO) im April 2004 Abdallah Daar, Vorsitzender der Ethikabteilung von HUGO, das „Konzept der Rasse“ wieder einzuführen, um eine, wenn schon nicht individuelle, so doch wenigstens für „Subpopulationen maßgeschneiderte Medizin“ zu ermöglichen. Im Ergebnis der Konzepte genetisch rassifizierter Differenz ist das Herzmedikament BiDil entwickelt worden, welches im Juni 2005 von der US-amerikanischen Arzneimittelbehörde ausschließlich für Afroamerikanier_innen zugelassen wurde. Damit ist es das weltweit erste „racespezifische Medikament“. Die seither eingebrachten umfangreichen Kritiken sowohl an der Methodik der Genehmigungsstudie, an den pharmazeutischen Vermarktungsstrategien sowie die obskure Lobbypolitik des Herstellers führten keinesfalls zu einer Rücknahme der Vermarktungsrechte des rassifizierten Präparats.

Kontinuitäten und Erneuerungen biologischer „Rasse“-Konzepte sind Teil einer allgemeinen Biologisierung des Sozialen

Im Rahmen der Genetifizierung von Ungleichheit Mittels Gensequenzierungstechniken sind seit den 1990er Jahren verschiedene Versuche gestartet worden, „rassische“, „ethnische“ oder „völkische“ Zugehörigkeit feststellen zu können. In den letzten Jahren kamen hierfür verschiedene Testverfahren auf, die versprechen, statistische Wahrscheinlichkeitsaussagen einer DNA-Analyse hinsichtlich „rassischer“ bzw. „ethnischer“ Herkunft vornehmen zu können. Umgesetzt werden diese Analysen unter anderen in verschiedenen kommerziellen „Abstammungs“-Tests, die „Herkunft“ bzw. die „Vorfahren“ anhand individueller DNA-Proben festzustellen meinen und damit einen florierenden Markt von „ancestry tests“, „genetic profiling“ und „genetischer Genealogie“ ermöglicht haben. Ergebnisse dieser Tests sind etwa die vermeintliche Abstammung von „Wickingern“, „Kelten“, „Germanen“, „Juden“ oder anderen „Völkern“. Derartige DNA-Tests finden derzeit noch im Teststadium Eingang in gerichtsmedizinische Untersuchungen, die zur Bestimmung der „Ethnizität“ der_des Täter_in dienen sollen. Gemein ist diesen unterschiedlichen Bereichen rassifizierender lebenswissenschaftlicher Forschung die Popularisierung und Verfestigung der Annahme biologisch begründeter „rassischer“ Unterschiede auf der Basis von genetischem Wissen. Hauptkritikpunkt ist diesbezüglich, dass hiermit Rassismus ausgeblendet wird. Haben viele Studien darauf hingewiesen, dass beispielsweise Unterschiede in der Gesundheit in sozialen Faktoren, insbesondere Rassismus, begründet liegen, so erscheinen im Kontext dieser genetischen Forschungen die Auswirkungen sozialer Ungleichheit als biologischer Fakt.

Die aufgezählten Beispiele von Kontinuitäten und Erneuerungen biologischer „Rasse“-Konzepte sind dabei Teil einer allgemeinen, in den letzten zwei Jahrzehnten erfolgenden Biologisierung des Sozialen. Mit dem Boom „rassisch“ und „ethnisch“ differenzierender Forschungen in verschiedenen lebenswissenschaftlichen Disziplinen schreiben sich hier zudem verschiedene Traditionslinien des wissenschaftlichen Rassismus fort.

Sehe ich schwarz? – Da sehe ich weiss.

Rassistische Diskriminierung, Privilegierung, der unterschiedliche Zugang zu medizinischen Ressourcen zwischen Weißen, Schwarzen und People-of-Color hat jedoch erheblichen Einfluss auf Krankheiten. Biologie und Soziales kann nicht getrennt betrachtet werden, da sich soziale Umstände verkörpern und die „Natur" immer innerhalb kultureller (und damit auch rassifizierter) Bedeutungsmuster wahrgenommen wird. Diese Sichtweise wird von rassifizierenden medizinischen Forschungen durch die Annahme biologischer Essenzen ausgeschlossen. BiDil ist dabei nur ein Beispiel gegenwärtiger Biologisierungstendenzen des Begriffs „Rasse". In der Kriminologie gibt es verschiedene Versuche, „ethnische Marker" innerhalb von DNA-Analysen bestimmen zu können. Damit werden Täter_innenprofile erstellt, mittels derer eine sogenannte „ethnische Zugehörigkeit" zugeschrieben wird. Hier zeigt sich einerseits, dass „Ethnie" größtenteils als Ersetzung des biologischen „Rasse"-Begriffs dient. Andererseits ist zu erkennen, dass genetisches Wissen in die Konstruktion von „Rasse" Eingang gefunden hat. Diese biowissenschaftliche Erneuerung rassifizierter Differenzen haben aufgrund der Wirkungsmacht lebenswissenschaftlicher Forschungen und deren Anschlussfähigkeit an Alltagsrassismen weitreichende Effekte. Es ist naheliegend, dass in Folge der Forschungen auch eine Biologisierung rassistischer Stereotype erfolgt, die sich im deutschen Kontext in den Debatten etwa um das „Problem der Ausländerkriminalität" ranken. Troy Duster, Wissenschaftssoziologe aus Berkeley, warnt davor, dass es nur eine Frage der Zeit sei, bis Verhaltensgenetiker_innen bei dieser Art von Forschung Daten generieren, welche Bezüge zwischen Gewaltbereitschaft, Kriminalität und „Rasse" konstruieren. Die Darstellung von Korrelationen wird mit biowissenschaftlicher Autorität vermeintlich zur Kausalität.

Auch im deutschsprachigen Raum gibt in den Lebenswissenschaften Kontinuitäten der biologischen „Rasse"-Kategorie. So findet sie sich als neutraler biologischer Fakt in nahezu jedem gegenwärtigen Nachschlagewerk und Lehrbuch der Biologie, Medizin oder Psychologie. Zwar wird sie in den unterschiedlichen lebenswissenschaftlichen Fächern sehr kontrovers diskutiert sowie auch klar abgelehnt. Dennoch hat sich die Auffassung von „Rasse" als existente naturwissenschaftlich-objektive Kategorie einerseits und der angeblichen „politischen Vereinnahmung" des Begriffs (durch z. B. den Nationalsozialismus) andererseits als Position des lebenswissenschaftlichen Mainstreams gehalten.

Recht auf Bildung

Ein persönlicher Bericht von Tawfik Lbebidy (geschrieben Januar 2008)

Mir wird das Recht auf ein Studium verweigert, weil ich nicht die richtigen Papiere besitze. Hier ein Bericht von mir, der subjektiv bleiben darf:

Ich lebe seit 5 Jahren in der Bundesrepublik Deutschland und seit fast 5 Jahren bin ich beim *THE VOICE Refugee Forum* organisiert. Ich hatte das Privileg, ein Gymnasium in Arnstadt besuchen zu können. Dort habe ich natürlich Schwierigkeiten gehabt, mich zu integrieren. Zum einen wegen der Sprache, die ich nicht beherrschte. Zum anderen durch meine kurzen Aufenthaltsmöglichkeiten in der Stadt, weil ich gezwungen war in einem Flüchtlingslager zu wohnen und die Busse so selten fuhren. Aber trotz alledem habe ich hier mein Abitur gemacht – mit einem Durchschnitt von 2,7, was nicht gerade das Beste ist, aber akzeptabel, wenn man meine Möglichkeiten berücksichtigt.

Während meines Abiturs knüpfte ich Beziehungen zum Flüchtlingsrat Thüringen, um die Schritte für mein Studium zu besprechen. Die Kolleginnen vom Flüchtlingsrat empfahlen mir, mich an der Uni zu bewerben und gleichzeitig Stiftungen anzufragen, ob sie mich durch ein Stipendium finanzieren würden.

Das habe ich auch gemacht. Die Uni schickte mir eine Zulassung und Immatrikulation, worauf ich zur Ausländerbehörde gegangen bin und dort um Umverteilung nach Jena gebeten habe. Mein Antrag wurde abgelehnt mit der mündlichen Begründung „Wir haben mit der Uni telefoniert“ und „Du darfst nicht studieren“ (sinngemäß). Nach etwa zwei Tagen kam ein Brief von der Uni, dass sie die Immatrikulation widerrufen habe. Die Stiftungen, die informiert wurden, sagten, sie würden nur Immatrikulierte finanzieren.

Nun begann auch die Ausländerbeauftragte in Ilmkreis (wo ich lebe) sich für mich bei der Ausländerbehörde einzusetzen. Diese verlangte aber, dass mein Fall nicht veröffentlicht werde, auch wenn ich eine Zulassung bekommen sollte. Vielmehr darf ich auch nicht an irgendeine Uni meiner Wahl, sondern nur an die Uni in meinem Landkreis. Damit wollte sie mich möglicherweise politisch zum Schweigen bringen. Ich sagte zu, habe aber den Flüchtlingsrat und *THE VOICE Refugee Forum* darüber informiert, was die Bedingungen sind.

Die Sturheit der Ausländerbehörde führte schließlich dazu, dass die Ausländerbeauftragte ihre Erpressung nicht durchsetzen konnte. Denn sie lies micht nicht einmal an der Uni in meinem Landkreis studieren. Das einlassen auf diese erzwungene Vereinbarung, kostete mich aber Zeit, die ich gegen beide hätte verwenden können.

Als Ergebnis habe ich ein Semester vergeudet und (im besten Fall) ein Jahr verloren, da das was ich studieren möchte, nur im Wintersemester angeboten wird.

Nachtrag der Redaktion (Dezember 2008):

Dank intensiver politischer Aktivitäten, einer starken bundesweiten Kampagne und der internationalen Solidarität vieler FreundInnen und GenossInnen hat in einer kurzen und knappen Gerichtsverhandlung Tawfiks Familie gegen die Bundesrepublik Deutschland gewonnen und einen regulären Aufenthaltstitel errungen.

Erst durch diese Entscheidung ist es der Familie möglich, nach sechs Jahren in Deutschland das Lager zu verlassen und ihren Wohnort innerhalb Thüringens zu wählen.

Tawfik hat sein Studium an der Uni Göttingen im Wintersemester 2008/2009 angefangen.

impressum

„A dynamic university in a modern population centre simply can't be isolated from the realities, human or otherwise, that surround it.“ – Hunter S. Thompson

- **Anschrift** HUch! Zeitung der Studentischen Selbstverwaltung; Unter den Linden 6; 10099 Berlin. huch@refrat.hu-berlin.de www.refrat.de/huch
- **HerausgeberIn** ReferentInnenrat der Humboldt-Universität zu Berlin (ges. AStA).
- **Redaktion** Katharina Paar, Gaston Ebua, Nelo Locke, Tobias Becker, Anett Zeidler, Mai Zeidani (V.i.S.d.P)
  Layout Tobi **Druck** Hinkelsteindruck sozialistische GmbH **Auflage** 3.000

Alle Beiträge stehen, soweit nicht anders angegeben, unter Creative Commons License. Verwendung und Bearbeitung unter folgenden Bedingungen:

- Angabe der Autorin oder des Autors
- Nichtkommerzielle Verwendung
- Weiterverwendung unter den gleichen Bedingungen

Die einzelnen Artikel geben im Zweifelsfall nicht die Meinung der gesamten Redaktion und/oder des gesamten RefRats wieder.

„Vielleicht war hier ein Sklavenmarkt oder so?“

von Ulrike Hamann, Projekt „Unterm Teppich? – Rassistische Konzepte, koloniale Fantasien am Beispiel eines Berliner Straßennamens“ www.m-strasse.de

Vor etwa vier Jahren zog das Institut für Europäische Ethnologie der Berliner Humboldt-Universität in die so genannte „Mohrenstrasse“ in Berlin-Mitte. Der Strassenname ist seit Jahren in der Kritik: aus afrikanischer und Schwarzer deutscher Perspektive, aus postkolonialer Theorie und Praxis, in antirassistische Initiativen, aus der Perspektive von Flüchtlings-Selbstorganisierung und aus der Perspektive der *critical whiteness studies* wird seit Jahren die Umbenennung des rassistischen Namens gefordert.

In der Bezirksverordnetenversammlung Mitte wurde vor drei Jahren ein Antrag zur Umbenennung der Strasse abgelehnt, jedoch ein Initiativkreis beauftragt, ein argumentatives Konzept zu erstellen. Die in diesem Rahmen eingereichte Erklärung von über zwanzig afrikanischen und Schwarzen deutschen Initiativen, den „entwürdigenden Straßennamen“ nicht weiter zu verwenden, da der Begriff angesehen wird „als Konstrukt und Projektionsfläche der europäischen Phantasie, die die Afrikaner als dumm, kulturlos, geschichtslos, Diener der Europäer darstellt“, – hat bisher keine ernsthaften Bestrebungen zur Umbenennung von Seiten der Verantwortlichen zur Folge gehabt.

Das Zitat im Titel stammt aus einem Interview, das wir in der „M-Strasse“ mit einer Passantin geführt haben. Es ist Teil einer Reihe von Interviews, die im Rahmen eines studentisch organisierten Projekttutoriums zu Postkolonialer Theorie (und Praxis) in der Wissenschaft entstanden sind. Das Projekt setzte sich intensiv mit der (damals noch) neuen Institutsadresse auseinander und analysierte, welche *Effekte* der rassistische Straßenname heute im Straßenalltag erzielt.

Dabei stellten wir fest, dass von *Weißen* mit dem Straßennamen nicht nur unterschiedliche rassistische Konzepte und koloniale Phantasien imaginiert werden, sondern auch bestimmte Abwehrtechniken mobilisiert werden, um den rassistischen Gehalt des Straßennamens wohl wahrzunehmen, diesen jedoch in der Folge in langen Argumentationsketten zu verleugnen oder zu banalisieren. Anhand der Interviews wurden diskursive Praxen deutlich, die ein gleichzeitiges Sehen und Nicht-Sehen möglich machen. Es ging in dem diskursanalytischen Projekt darum, herauszufinden, wie Diskurse um die Definitionsmacht über Rassismus, Geschichte(n), Sklaverei und Kolonialismus, aber auch um Schwarze Präsenzen aus *weißer* Perspektive geführt werden.

Die Interviews waren der Beginn eines Projekts, das in der Folge mit Unterstützung der Literatur- und Kulturwissenschaftlerin Peggy Piesche für die Black European Studies (BEST)-Konferenz im Sommer 2006 entwickelt wurde. Die daraus resultierende Projekt-Web-Seite (www.m-strasse.de) möchte einen Einblick geben, welche Vermeidungsstrategien und Abwehrmechanismen *Weiße* (uns eingeschlossen) entwickeln können, um die Definitionsmacht darüber zu beanspruchen, was denn Geschichte, Gesellschaft und Rassismus seien.

Einige interessante, immer wieder kehrende Phänomene sollen im Folgenden erläutert werden.

Es scheint ein gewisses Unbehagen bei dem Gebrauch des Begriffs „M-Wort“ zu existieren, meist wird dies sogar formuliert. Es gibt unter deutschen Muttersprachler_innen ein deutliches Wissen darüber, wer mit dem Begriff zu bezeichnen sei („in Bezug mit der schwarzen Bevölkerung“). Der Begriff wurde gleichzeitig als „Schimpfwort, was ich jetzt nicht mehr sagen würde“, aber auch als etwas worauf man sich „nicht beziehe“ charakterisiert. Gleichzeitig wurde teilweise die Frage, wie die interviewte Person zum Begriff stehen würde, als „dämlich“ im Sinne von „political correctness“ bezeichnet.

Das Phänomen, das wir beobachten konnten ist erstens ein vorhandenes rassistisches Wissen, das weiß, welche Personen mit dem Begriff bezeichnet werden und welche nicht. Dieses Wissen und das Wissen um die inzwischen umkämpfte Bezeichnungsmacht der *Weißen*, produziert zweitens eine gewisse Unsicherheit im Gebrauch des Begriffs. Eine weit verbreitete Folge dieser Unsicherheit scheint wiederum eine bestimmte Form von Trotz und Leugnung eines Problems zu sein.

Der rassistische Gehalt des Straßennamens wird wohl wahrgenommen, aber in langen Argumentationsketten verleugnet oder banalisiert

Eine weitere Vermeidungs-Strategie stellt das Suchen von vermeintlich positiv besetzten Bezügen dar: Schokolade, die „Drei Heiligen Könige“, etc. Als Referenz für den bestehenden Straßennamen wurde in der Mehrheit der Interviews auf einen historischen Kontext verwiesen, der jedoch allen Befragten nicht bekannt war. Das mangelnde Wissen über die Straßengeschichte wurde durchaus phantasievoll gefüllt, wie die im Titel zitierte Vorstellung eines „Sklavenmarktes“ in Berlin zeigt. Dass eine solche Möglichkeit in Erwägung gezogen wird, macht deutlich, dass es eine implizite Vorstellung von Sklaverei als Teil der deutschen Geschichte vorhanden

Ich hab mich weiss geärgert.

ist. Diese Vorstellung erscheint abwegig, da es keine gesellschaftliche Diskussion über deutsche Sklaverei-Geschichte gibt, ist jedoch der Kontext, in dem der Straßenname entstand, wie sich noch zeigen wird.

Insbesondere dieser vermeintlich historische, aber unbekannte Link wurde immer wieder angeführt, um ein weiteres Bestehen des Namens zu befürworten. Die Legitimationsstrategie erscheint deshalb kurios, weil sie in beide Richtungen unsicher vor sich hin schlingert: Es wird einerseits auf eine Geschichte rekurriert, deren Existenz zwar nur vermutet wird, die andererseits genügend Autorität besitzt, um einen als zumindest problematisch erkannten rassistischen Namen in der Gegenwart zu rechtfertigen.

Da diese Strategie nicht nur in unseren Interviews auftaucht, sondern auch in Debatten um eine Umbenennung der Straße immer wieder eine Rolle spielt, kann eine Beschäftigung mit dem vermeintlich historisch verbürgten Hintergrund der Benennung der Straße produktiv sein. Mich interessiert dabei vor allem, wie und aus welcher Perspektive Geschichte in verfügbaren Texten erzählt wird.

Zur Geschichte des Straßennamens:

Eigentlich kann nicht von der Geschichte gesprochen werden. In der Literatur, die sich entweder mit Straßennamen beschäftigt (so genannte „Straßenlexika“) oder über den zeithistorischen Kontext Auskunft geben will, werden verschiedene Geschichte_n erzählt. Die Geschichten rund um die Straßenbenennung selbst weisen viele Leerstellen und Auslassungen auf. Die wohl markanteste ist das Fehlen von Quellen, was Nachvollziehbarkeit und weitere Recherche verunmöglicht. In allen „Straßenlexika“, deren frühester Vorläufer auf 1885 datiert ist, werden für diese Straße keinerlei Quellen angegeben, wie das bei anderen Straßennamen durchaus üblich ist, zum Beispiel in Form von polizeilichen Anordnungen.

Schon diese Ausgangssituation nimmt der „Geschichte“ der Strasse einiges von der unterstellten „Autorität“.

In den Geschichten werden folgende „Fakten“ erzählt, die erste Anhaltspunkte für die Suche nach den Auslassungen und Leerstellen bieten: Benannt wurde die Strasse „um 1700“, wobei der Name im Zusammenhang mit einer preußischen Herrscher-Figur gestellt wird, deren Name variiert. Durch diese Figur („(König) Friedrich (Wilhelm) I.“) wurden in der Straße angeblich Menschen untergebracht, nach denen die Straße benannt worden sein soll. Ihr sozialer Hintergrund bleibt unerwähnt, stattdessen werden sie durch das „M-Wort“ rassifiziert – manche erläutern das „M-Wort“ mit dem Nachtrag „jene Afrikaner“. Einige Texte sagen, dieser „Friedrich (Wilhelm) I“ habe die so Bezeichneten „als Geschenk“ aus den Niederlanden erhalten. Manche erwähnen, die Personen seien später im Militär beschäftigt gewesen. Einzelne Autoren erzählen noch einmal andere Geschichten, und geben dafür ebenso keine Quellen an. In einer dieser Geschichten[1] erfolgte die Straßenbenennung durch die Berliner und Berlinerinnen, die in die Straße kamen, um die Menschen anzustarren, die in der Straße vorübergehend wohnten. Bei letzteren soll es sich um ‚Delegationsmitglieder’ einer Gruppe um Chief Jahnke gehandelt haben. Diese sollen, der Legende zufolge, freiwillig nach Berlin gereist sein, um den Kurfürsten zu treffen, der gerade in ihrem Land einen kolonialen Handelsstützpunkt errichtet hatte (Großfriedrichsburg an der Westküste Ghanas). An keiner Stelle wird gezeigt, woher der Autor diese Geschichte entnimmt. Trotzdem wird sie gern zitiert, scheint sie doch von gleichberechtigten und freiwilligen Beziehungen zwischen europäischen und afrikanischen Beteiligten zu erzählen. Dass dies „um 1700“ jedoch schwerlich der Fall gewesen war, lässt sich mit bereits geringem Wissen um europäische Kolonialgeschichte und den transatlantischen Sklav_innenhandel erahnen. Die kolportierten „Fakten“ zeigen meiner Meinung nach deutlich, dass die Geschichten

1 van der Heyden, Ulrich, Zeller, Joachim (Hg.): Kolonialmetropole Berlin. Eine Spurensuche, Berlin 2002

um die Straße riesige Leerstellen aufweisen, bei genauem Hinsehen sind jedoch einige Hinweise enthalten:

Der zeitliche Kontext muss nach dem Verhältnis fragen, in dem Afrikaner_innen und Europäer_innen zu diesem Zeitpunkt standen. Dazu sagt Peter Martin, dass alle zu diesem Zeitpunkt[2] an deutschen fürstlichen Höfen ankommenden Afrikaner und Afrikanerinnen Sklav_innen waren und das meist auch nach ihrer Ankunft blieben. Dieser Sklaverei-Kontext wird in einigen der Texte im Begriff „Geschenk" nur angedeutet, was zwar auch sprachlich auf eine Verdinglichung von Menschen hinweist, jedoch das tatsächliche Verhältnis nicht anerkennen muss.

Weiterhin führt der zeitliche und örtliche Kontext die Geschichte auf Brandenburgisch-Preußischen Kolonialismus zurück. Zu diesem Zeitpunkt betrieb der brandenburgische Kurfürst einen kolonialen Handelstützpunkt an Ghanas Westküste, über den neben anderen Waren auch in großem Maße Sklav_innenhandel betrieben wurde. Die Kolonie „Großfriedrichsburg" bestand mindestens 35 Jahre lang – eine Zeitspanne, die allein schon durch ihr Ausmaß die immer wiederkehrende Bezeichnung als „Kolonialabenteuer" ad absurdum führt. Über 30.000 Menschen[3] verschlepptem die Brandenburger so in die Amerikas.

Als die Machtansprüche auf jene Festung an der Küste Ghanas in Kaufverträgen von 1717/1720 verkauft wurden – an die niederländische Handelskompanie (einem der größten europäischen Sklavenhandelsunternehmen) – forderte der Verkäufer, Nachfolger des Kurfürsten, eine jährliche Lieferung von afrikanischen Kindern. Letztendlich bekam er im Zuge der Kaufverhandlungen einmalig zwölf Menschen, „deren sechs mit goldenen Halsketten geschmückt"[4] sein sollten. Ob diese letztendlich die Bewohner_innen der Straße oder andere versklavte Afrikaner_innen waren, die an den fürstlichen Höfen arbeiten mussten, ist nicht klar. Jedenfalls lässt sich eine Nähe zu den Geschichten in den Strassenlexika feststellen, die von Menschen sprechen, die ein preußischer Machthaber *aus den Niederlanden als Geschenk* erhalten habe. Sklaverei als deutsche Praxis scheint jedoch in einer solchen Erzählung nicht direkt aussprechbar zu sein. Dass sie als Möglichkeit in den Köpfen allerdings durchaus existiert, zeigt ebenso das Zitat aus dem Titel dieses Textes und auch die Selbstverständlichkeit, mit der es verklausuliert („als Geschenk erhalten") geschrieben wird.

Das Fehlen der Biografien dieser Menschen ist die vielleicht wichtigste Leerstelle in der vermeintlichen Geschichte. Während von dem preußischen Machthaber Name und Rang erwähnt werden, werden diejenigen, nach denen die Straße womöglich benannt worden ist, lediglich mit einer rassifizierten Kollektivbezeichnung erwähnt. Um auf die eingangs gestellte Frage zurückzukommen, wessen Geschichte hier erzählt, dokumentiert, für wichtig erachtet wird, lässt sich als Fazit nur eine Reihe weiterer Fragen stellen. Wie viele Geschichten wurden und werden in einer solchen Erzählung unsichtbar? Wer genau waren diese Menschen, aus welchen Gesellschaften kamen sie? Was für Geschichten würden zum Vorschein kommen, wenn ihre Namen und Biografien bekannt werden? Wie würden sie ihre Zeit in der Straße beschreiben?

Es handelt sich hier um eine Schwarze deutsche Geschichte, die vor über dreihundert Jahren unter Zwang begann. Wie ging ihre Geschichte weiter, wer sind ihre Nachkommen und Familien? Wie sind sie mit ihrem Sklav_innenstatus umgegangen, welche gesellschaftlichen Strukturen haben es ermöglicht, Menschen in Sklaverei zu halten und wie wurden diese verändert? Wann wurde die Sklaverei in den deutschen Königs- und Fürstentümern abgeschafft? Welche gesellschaftlichen Gruppen haben sich dazu wie verhalten? Welche kulturellen Bilder dieser Zeit haben in der Alltagskultur überdauert? Gehört der so genannte „stumme Diener" dazu, oder die „Geschichte von den schwarzen Buben" im „Struwwelpeter"? Welche alternativen Erinnerungen gibt es?

Ich denke, dass die Fragen, welche die Leerstellen in den Geschichten aufweisen, auch ein Defizit im Selbstverständnis dieser Gesellschaft darstellen. Hier geht es um ein Bild von Gesellschaft, Geschichte und Gegenwart, das den engen Bezugsrahmen der hegemonialen *weißen* Gruppe verlassen könnte. Es ist an der Zeit, den Bezug auf „Geschichte", den wir innerhalb und außerhalb des akademischen Betriebs bemühen, als eine „multidimensionale Reflektion der eigenen Geschichte und Gegenwart" zu begreifen, wie es Aretha Schwarzbach-Apithy[5] im 2005 erschienen Sammelband „Mythen, Masken und Subjekte" fordert. Einem solchen Ansatz könnte es gelingen, sowohl die Imagination dieser Gesellschaft als *weiß* oder *deutsch*[6] zu überwinden, als auch die koloniale(n) Geschichte(n) mitzudenken und ihre Effekte nicht mehr ängstlich verwischen oder relativieren zu müssen.

Die „M-Straße" und andere Straßennamen mit einem direkten Bezug auf deutschen Kolonialismus und Sklaverei werden vehement verteidigt

Mittlerweile ist eine Veränderung des Strassennamens dank der Arbeit verschiedener politischen Initiativen nicht mehr fern. Es existiert ein Dossier zu Straßennamen mit einem Bezug zur kolonialen Vergangenheit Berlins. In diesem fordern diverse Gruppen, Organisationen und Einzelpersonen eine Umbenennung von Strassen, die Kolonialverbrecher verehren und rassistische Namen tragen.

Dass trotz einer umfassenden Erfahrung mit Straßenumbenennungen in Berlin seit der politischen Wende in Osteuropa und dem Zusammenschluss von BRD und DDR die „M-Strasse" und andere Straßennamen mit einem direkten Bezug auf deutschen Kolonialismus und Sklaverei teilweise vehement verteidigt werden, mag verschiedene Gründe haben. Meiner Meinung nach geht es aber vor allem um die Deutungshoheit über die deutsche koloniale Geschichte und die Sichtbarkeit bzw. Un-Sichtbarmachung Schwarzer Geschichte.

2 „Nur bei ihrer Ankunft war die Lage der fürstlichen ‚Mohren' eindeutig, sie waren - von wenigen Ausnahmen abgesehen -Sklaven: ‚mit allen [...] Eigentumsrechten und dem originalen Kauffbrieffe' (Anmerkung S.431: NWStA / Det, L 114, v. Borries, Nr. 4) hatte man sie gewöhnlich auf fremden Märkten gekauft und ohne Rücksicht auf ihren Willen nach Deutschland gebracht, wo es immer schon jemanden gab, der als ihr Besitzer galt." (Martin, Peter.‚Schwarze Teufel, edle Mohren" (1993), S. 129).

3 Aikins, Joshua Kwesi: Dossier: Straßennamen mit Bezügen zum Kolonialismus in Berlin, online http://www.werkstatt-der-kulturen.de/fileadmin/_USER_DATA/_paul/Wissmann/Dossier_Koloniale_Strassennamen.pdf, S.11

4 Rissmann, M.: „Mohren, Spielleute und Musiker in der preußischen Armee", in: Zeitschrift für Uniform und Heereskunde 91(1978) Nr. 93, S. 82-84 unveränderter Nachdruck von 1936:833 Schwarzbach-Apithy, Aretha: Interkulturalität und Anti-Rassistische Weis(s)heiten in: Eggers, Maisha; Kilomba, Grada; Piesche, Peggy; Arndt, Susan: Mythen, Masken und Subjekte. Kritische Weißseinsforschung in Deutschland, Münster: Unrast Verlag 2005

5 Schwarzbach-Apithy, Aretha: Interkulturalität und Anti-Rassistische Weis(s)heiten in: Eggers, Maisha; Kilomba, Grada; Piesche, Peggy; Arndt, Susan: Mythen, Masken und Subjekte. Kritische Weißseinsforschung in Deutschland, Münster: Unrast Verlag 2005

6 Zur historischen Interdependenz von Weißsein und Deutschsein siehe Katharina Walgenbach in Mythen, Masken und Subjekte.

Kara Günlük
Die geheimen Tagebücher des Sesperado

Bei dem folgenden Text handelt es sich um einen Auszug aus dem Kara Günlük – Die geheimen Tagebücher des Sesperado. Im Zentrum dieses Romans steht der junge P.O.C.-Student Sesperado, der sich durch den Berliner Großstadtdschungel schlägt. Zusammen mit seiner Familie und seinen Freunden erlebt er immer wieder interessante Dinge mit der Weißen Mehrheitsgesellschaft und versucht, diese mit Humor und Ironie zu meistern. In seinem Tagebuch zählt er die Tage bis zur R.O.C., der Revolution of Color – dem Tag, an dem sich alle P.O.C. zur N.O.C., zur Nation of Color, vereinigen werden. von Mutlu Ergün

„Wo kommst du her?“
– 17. Eintrag, 84. Tag vor R.O.C.

Eigentlich ist dieses Thema ja total abgegessen. Ich habe sehr lange darüber nachgedacht, ob ich überhaupt mit dieser Belanglosigkeit mein schönes Tagebuch beschmutzen soll oder nicht. Aber schließlich habe ich mir gedacht: Ach, was soll's, dir ist sowieso gerade langweilig, du hast nichts Besseres zu tun, also schreib einfach über dieses Thema. Du kannst nie wissen… vielleicht kommt ja doch was an.

Ihr werdet es schon ahnen: Es geht um die völlig sinnfreie, überflüssige, nervige, viel zu häufig jedem P.O.C. in Deutschland gestellte Frage: „Wo kommst du her?“

Ich habe mich schon lange nicht mehr unter Weißen bewegt, sodass mir diese Frage seit langer Zeit nicht mehr gestellt worden ist. Aber gestern hat mich Mecnun zu einem Essen mitgenommen und – manchmal gibt es eben kein Entkommen. Mecnuns Weiße Freundin Lena hatte ihn zu einem Abendessen in ihrer WG eingeladen. Ehrlich gesagt hatte ich gar keine Lust mitzugehen, denn Lenas Mitbewohner sind alle Weiß und nicht sehr weise. Aber Mecnun bettelte und flehte; schließlich bot er mir an, den Rasen im Garten meiner Eltern zu mähen, womit ich für den nächsten Monat voll aus dem Schneider wäre. Außerdem ist er mein Cousin, also habe ich ihm den Gefallen getan. Natürlich bin ich für solche Fälle vorbereitet. Mein Lyrical-Guerilla-Arsenal an Antworten ist bis zum Anschlag gefüllt. Ich mache keine Gefangenen.

Lena hatte ein ausgezeichnetes Essen nach türkischer Art gezaubert, jedoch die Todsünde begangen, den Knoblauch wegzulassen. Da saßen wir nun alle am Tisch. Ich checkte die Lage sofort ab – fünf Weiße: Lena, ihre beiden Mitbewohner und deren Freunde; dann zwei P.O.C.s: Mecnun und ich. Doch kaum hatten wir mit dem Essen angefangen – mein erster Bissen lag gerade mal auf der Gabel –, da geschah es, das erwartete Unfassbare, dieser Affront gegen jegliche interkulturelle Etikette. Einer stellte die scheinbar banale, aber im Weißen Unterdrückungssystem fest verankerte Frage: »Wo kommst du her?«

Mecnun ging in Deckung; Lena hätte sich vor Schreck beinahe verschluckt. Aber den Sesperado bringt nichts so leicht aus der Fassung: ein kurzer Griff in mein Arsenal, durchladen und feuern. Mein Spruch traf voll ins Weiße. Mecnun und Lena lachten sich schlapp, und auch die anderen Weißen schmunzelten über meine tiefsinnige Antwort. Selbst der Fragesteller quälte sich ein Lächeln ab. Zumindest dieser Weiße hatte begriffen, dass seine Frage unangebracht gewesen war.

Natürlich seid ihr jetzt alle ganz gespannt und wollt wissen, was ich denn Kluges zu diesem Typen gesagt habe – aber yaavaasch (schön langsam), ich werde euch noch etwas auf die Folter spannen. Nur Eines sage ich schon vorweg: Es ist die beste Antwort, die ich für solche Fälle bereit habe. Und das muss schon etwas bedeuten, wenn der Sesperado das sagt! Jedes Mal, wenn mir die Frage „Wo kommst du her?“ gestellt wird, dann ist es, als bliebe die Zeit stehen, und mein ganzes Leben rauscht an mir vorbei. Ich erlebe die Abermillionen Augenblicke wieder, in denen mir diese Frage gestellt wurde. Und ich erinnere mich auch an all die verschiedenen Antworten, die ich darauf gegeben habe.

Aber zunächst eine theoretische Einführung ins Thema. Was meint der gemeine Teutone mit dieser Begrüßungsformel: „Wo kommst du her?“ Hinter dieser Frage verbirgt sich kein wohlmeinendes Interesse. Um die germanische Denkweise zu veranschaulichen, verwende ich den neandertalischen Satzbau. „Wo kommst du her?“ bedeutet: „Du nicht Weiß. Weil du nicht Weiß, du nicht sein kannst deutsch. Also: Wo kommst du her? Ich sein Weiß, ich schon vorher hier, du gekommen später. Weil ich schon vorher hier, ich mehr Rechte.“ Außerdem impliziert die Frage „Wo kommst du her?“ gleich die zweite Frage: „Wann gehst du wieder zurück?“

Natürlich müssen die Strategien im P.O.C.-Guerillakampf gegen die Weiße/westliche Hegemonie verbreitet werden. Also, hier sind sie, meine Top 5, die fünf besten Antworten auf die kolonial gefärbte Frage „Wo kommst du her?“

Platz 5

»Wo kommst du her?«
»Aus Berlin. Und du?«
»Ähm…« Und dann frage ich die Frager aus. Nach ihren Eltern, Großeltern, Schwägerinnen väterlicherseits, angeheirateten Großtanten und Cousins dritten Grades. Ich betreibe intensive Ahnenforschung bis in die zwölfte Generation. Wenn die Leute dann ihren arischen Stammbaum bis auf die Unterhose vor mir ausgebreitet haben, keimt bei ihnen manchmal die Hoffnung auf, auch von mir zu erfahren, woher ich komme. Doch wenn sie ihre Frage wiederholen, dann sage ich nur kühl, das sei viel zu persönlich. Ich gebe keine Auskunft über meine kulturelle Herkunft.

Platz 4

»Wo kommst du her?«
»Aus Berlin.«
»Wie Berlin?«
»Ich komm' aus dem Wedding. Vorher war ich in Neukölln.«
»Und wo bist du geboren?«
»In Tiergarten-Moabit. In Kreuzberg bin ich zur Grundschule gegangen, in Schöneberg aufs Gymnasium, in Zehlendorf habe ich angefangen zu studieren, und jetzt bin ich in Mitte.«

Leute, das ist natürlich alles Quatsch. Der Sesperado ist ein geborener Weddinger, merkt euch das. Repräsentin' Berlin City. Shotouts an meine Headz aus dem Wedding! boh boh boh!

Platz 3

Platz 3 ist etwas komplexer. Wenn die Leute mich fragen, woher ich komme, dann erzähle ich ihnen eine falsche Familiengeschichte. Sie lautet folgendermaßen:

Mein Großvater mütterlicherseits ist zur Hälfte marokkanischer Kabyle und Mongole, meine Großmutter mütterlicherseits ist zur Hälfte chilenische Indígena und Kubanerin. Sie lernten sich auf Mauritius kennen und heirateten dort. Mein Großvater väterlicherseits ist zur Hälfte Libanese und Hawaiianer, meine Großmutter väterlicherseits ist zur Hälfte aus Malaysia und zur anderen Hälfte aus Mali. Sie lernten sich in Mexiko kennen und heirateten dort. Dass heißt, mein Vater ist ein Achtel malaysisch, hawaiisch, libanesisch, malisch, in Mexiko sozialisiert, und meine Mutter ein Achtel kabylisch, marokkanisch, mongolisch, kubanisch, indígena/chilenisch, in Mauritius sozialisiert. Sie lernten sich in Pakistan kennen und kamen dann nach Europa…

Ich bin in Deutschland geboren, dass heißt, ich habe einen pakistanisch, mexikanisch, mauritischen Hintergrund mit Wurzeln in Marokko, Chile, Kuba, Mali, Mongolei, Libanon, Hawaii, und Malaysia.

Das war jetzt nur die Kurzfassung. Das Ganze kann ich bei Bedarf auf ungefähr viereinhalb Stunden dehnen. Mit allen Details und Anekdoten. Ich quäle die Leute so lange mit meiner Familiengeschichte, dass sie es sich beim nächsten Mal ganz lange und sorgfältig überlegen werden, ob sie fragen sollen: „Wo kommst du her?"

Platz 2

Manchmal ist die Frage „Wo kommst du her?" auch mit einem gewissen Verlangen nach Exotik verbunden. Aus irgendeinem unerfindlichen Grund eignet sich mein Gesicht hervorragend als Projektionsfläche. Wenn ich die Leute meine Herkunft raten lasse, dann glauben sie alles Mögliche, von Mittel- und Südamerika bis Nordafrika, auch Asien mit Ausnahme von Russland, Japan und Laos, aber Laos auch nur, weil das keiner kennt.
Manchmal, wenn die Leute mich ansehen und fragen, woher ich komme, dann sehe ich es aufblitzen, dieses Verlangen nach einer exotischen Geschichte. Und da ich im Tiefsten meines Herzens eigentlich ein Menschenfreund bin, will ich sie nicht mit einer banalen Antwort enttäuschen.
Dann erzähle ich, dass ich ein tibetanischer Mönch sei, aus einem Kloster in Timbuktu geflohen und auf einem großen Holzstamm den Amazonas hinunter getrieben. Die Strömung und das Schicksal brachten mich dann schließlich bis nach Mecklenburg-Vorpommern.

Platz 1

Okay, ich kann es in euren Augen sehen: Ihr wollt natürlich wissen, was ich dem Typen in Lenas WG an den Kopf geworfen habe. Ihr wollt wissen, was meine beste Antwort ist. Gut, dann will ich euch nicht länger leiden lassen.
Eines muss ich vorher noch erwähnen: Diese Antwort ist eigentlich nicht von mir, sondern ich habe sie von einem Freund. Aber sie ist einfach so genial, dass ich sie in mein Repertoire aufnehmen musste.
Also hier ist sie, die Nummer Eins, Best of Five, die ultimative Antwort auf die Frage: Wo kommst du her?
»Aus Mama!«

Zum Text:

Dieser Text ist ein Nachdruck aus „re/visionen. Postkoloniale Perspektiven von People of Color auf Rassismus, Kulturpolitik und Widerstand in Deutschland" von Ha, Kien Nghi/Lauré al-Samarai, Nicola/Mysorekar, Sheila (Hg.) (Münster: Unrast, 2007)
Mit freundlicher Genehmigung des Unrast-Verlages.

Dieser Text steht nicht unter Creative Commons License.

Die *weiße* Darstellung „Afrikas“

Wie ein Kontinent genormt, verformt und verdunkelt wird.

von Adibeli Nduka-Agwu, Politikwissenschaftlerin und Daniel Bendix, AfricAvenir International

Zum internationalen PEN[1] – Kongress 2006 in Berlin kamen so renommierte AutorInnen wie Véronique Tadjo, Meja Mwangi, Nadine Gordimer und Lesego Rampolokeng zusammen. Im Fokus der Veranstaltung sollte das literarische Schaffen „Afrikas“ stehen. Neben der typisch westlichen Fantasie, sich ohne großen Aufwand einen umfassenden Einblick in die „Fremde“ verschaffen zu wollen, fiel den OrganisatorInnen kein besserer Titel ein als „Afrika der schwelenden Konflikte. Literatur eines geschundenen Kontinents“. Man war offensichtlich der Ansicht, das Interesse für „Afrika“ nur wecken zu können, wenn die üblichen Stereotypen aufgerufen werden.

Denn die drei Ks: Kriege, Krankheiten, Katastrophen sind nie weit, wenn „Afrika“ in der deutschen Öffentlichkeit auftaucht. Der *Spiegel* vom 16. April 2007 hat dies noch einmal drastisch vorgeführt. Bereits im Titel „Afrika. Der Fluch des Paradieses“ taucht auch die andere Seite der Medaille auf: die Romantisierung und Exotisierung „Afrikas“. Wie im Stern vom Dezember letzten Jahres („Afrika aus der Luft: Bilder einer spektakulären Reise“), in dem nur Tier-, Natur- und Dorffotos zu sehen sind, wird „Afrika“ mit Natürlichkeit, Wildheit und Ländlichkeit verbunden. Ausgeprägte Körper- und Sinnlichkeit dürfen in diesem Zusammenhang auch nicht fehlen, wie z.B. in der Anpreisung der Zirkusshow „Afrika! Afrika!“ deutlich wird: „André Hellers sinnliche Entdeckung Afrikas fasziniert das Publikum mit Tempo, Energie und dem Ausdruck überschäumender Lebensfreude.“ „Afrika“ wird durch solche Darstellung und Berichterstattung „fremd“ und „andersartig“.

„Afrika“: Homogenisierung eines Kontinents

Trotz einiger sehr kritischer Analysen zur deutschen Afrikadarstellung leben im deutschen Afrikaporträt des Jahres 2007 viele kolonialzeitliche Annahmen über den Kontinent und seine BewohnerInnen fort. Warum „Stamm“ oder „Schwarzafrika“ problematische Ausdrücke sind, ist kaum einem/r *weißen*[2] Deutschen bewusst und die spärlichen Veränderungen des öffentlichen Afrikabildes belaufen sich meist auf leere political correctness. Eindeutig kolonialistisch geprägte Begriffe wie „Rasse“ oder „Stamm“ werden teils durch vorgeblich weniger vorbelastete Ausdrücke wie „Ethnie“ ersetzt. „Afrika“ wird vom Großteil der *weißen* deutschen Gesellschaft weiterhin als homogener, gleich bleibend trister Raum konstruiert, der sich aus den 48 Ländern „südlich der Sahara“ zusammensetzt. Durch die konstante Wiederholung der alten Stereotype wird der Kontinent zu einem begreifbaren und gleichzeitig dominierbaren Ort zusammengeschrumpft. Das beharrliche Echo der kolonialzeitlichen (Über-) Betonung des „Schwarzseins“, das mit dem Kontinent untrennbar in Verbindung steht, verewigt das alte Bild von „Afrika“ als Innbegriff der „Dunkelheit“.

In Deutschland scheint „Afrika“ nicht einen geographischen Raum zu bezeichnen, sondern dient als Synonym für alles, was sich „südlich der Sahara“ befindet bzw. was als dort befindlich imaginiert wird. Der Begriff macht spezifische Ländernennungen oder eine Unterscheidung zwischen Regionen obsolet. Nur so lässt sich erklären, warum die Frankfurter Allgemeine Zeitung einen Reporter aus „Afrika“ (ohne Stadt, Land oder auch nur Region zu nennen) berichten lässt oder warum „Afrika“ im selben Atemzug mit einzelnen Ländern aufgelistet wird. Warum selbst renommierte deutsche öffentliche Stimmen bei solchen Ausdrucksweisen keinen Schwall der Entrüstung wegen nachlässigem Journalismus oder Pauschalität fürchten müssen, wird durch einen Blick auf die thematische Darstellung „Afrikas“ deutlich. Diese ist seit Jahrzehnten dieselbe. Selbst wenn der Fokus zwischen HIV/Aids, Korruption, Hungersnöten und Konflikten variiert, sind doch alle Themen stets Teil der Klischees der drei Ks. Je nach Studie sind in Deutschland bis zu 85 Prozent der Afrika-Berichterstattung negativ. Es entsteht der Eindruck, dass es in der Tat egal ist, aus welchem afrikanischen Land berichtet wird, da dort die gleichen (negativen) Phänomene zu beobachten seien. Diese Verallgemeinerungen beruhen vornehmlich darauf, dass medientaugliche Einzelfälle fortwährend als Bestätigung und Erweiterung der bekannten, erwarteten und begreifbaren Klischees inszeniert werden.

So schrieb der Spiegel zur Festnahme des liberianischen Ex-Präsidenten Charles Taylors einen Artikel zu „afrikanische[n] Diktatoren“ als einem „Club der Schlächter“ und die Frankfurter Allgemeine Zeitung folgerte aus einer Momentaufnahme bei Melilla[3], dass „die afrikanische Nacht nach verdorbenen Lebensmitteln, Fäkalien und Angstschweiß“ riecht. Sicher sind Diktatoren wie Taylor oder Mengistu Haile Mariam aus Äthiopien für abscheulichste Gräueltaten verantwortlich oder können Melillas Ausdünstungen schwer erträglich sein. Das Problem ist jedoch, dass bei afrikanischen Themen ein Bemühen um Differenzierung fehlt. Länder so unterschiedlich wie Somalia und Südafrika oder Ghana und Äquatorialguinea werden alle zum gleichen Konstrukt „Afrika“ homogenisiert. Das zeichnet sich vor allem durch die Herausstellung von Defiziten aus. Positive Nachrichten sind, wenn überhaupt, nur Randnotizen wert. Es bleibt das alte Bild: Afrika hat wenig oder nichts. Dabei ist der Schluss, dass dieses Nichtshaben auf ein Nichtskönnen zurückzuführen ist, niemals weit. Wie sonst erklärt sich eine LeserIn, dass Afrika nur durch Fälle von exorbitanter Korruption, Staatszerfall, Hunger oder Konflikte in die Schlagzeilen gerät? Im besten Fall kann „den“ AfrikanerInnen dann Mitleid entgegen-

1 PEN: die bedeutendste internationale Vereinigung von SchriftstellerInnen.

2 Zur Schreibweise von „weiß“ und „Schwarz“ und deren Verwendung als Analysekategorie siehe den von Maureen Maisha Eggers, Grada Kilomba, Peggy Piesche und Susan Arndt herausgegebenen Sammelband „Mythen, Masken und Subjekte. Kritische Weißseinsforschung in Deutschland“ (Münster 2005).

3 Eine koloniale Enklave Spaniens an der Mittelmeerküste von Marokko

gebracht werden. Respekt oder ein Gefühl der Gleichwertigkeit sind im Licht dieser Repräsentation ausgeschlossen. Reduziert auf Krisen und subtil unterstellte Unfähigkeit (und in der letzten *Spiegel*-Titelgeschichte zu diesem Thema auch weniger subtil: „In den meisten Ländern südlich der Sahara waren die wirtschaftlichen Perspektiven (bei der Unabhängigkeit, die AutorInnen) besser als in Asien. Aber die Afrikaner haben aus dem Startvorteil wenig gemacht."), müssen die Hintergründe etwaiger Missstände, und eine eigene, europäische, deutsche oder *weiße* Implikation, nicht hinterfragt werden.

In Deutschland gibt es Initiativen, die sich für eine möglichst umfassende, realistische und weniger pauschale Darstellung von Themen mit Afrikabezug einsetzen. Dabei stach in letzter Zeit besonders die groß angelegte Veranstaltungsreihe „Fokus Afrika. Africome 2004-2006" der Bundeszentrale für politische Bildung hervor. Die Motivation für diesen thematischen Präzedenzfall war laut Bundeszentrale die Tatsache, dass „Afrika" in der deutschen Öffentlichkeit nur als „verlorener Kontinent" auftaucht. Offensichtlich wurde in dem Veranstaltungsprogramm jedoch vor allem, dass die jahrzehntelange Expertise von Schwarzen Organisationen wie der *Initiative Schwarze Menschen in Deutschland* oder *ADEFRA* in der Konzeption ignoriert wurde. Selbst solche *weißen* Projekte, die sich explizit zum Ziel machen, ein differenziertes Afrikabild zu fördern, greifen im gleichen Atemzug auf die im Zusammenhang mit Afrika notorische Farbmetaphorik zurück: „Der dreijährige Afrikaschwerpunkt (...) will die Vielfalt und Vielschichtigkeit des schwarzen Kontinents mehr ins Zentrum der öffentlichen Aufmerksamkeit rücken. (...) Die Auftaktveranstaltung (...) sollte Anstöße für eine ganzheitliche Information über den ‚Schwarzen Kontinent' und seine aktuellen Entwicklungen geben." Ähnlich verhält es sich mit an sich reflektierten Zeitungsartikeln zur Welle deutscher Afrikakitschfilme mit Titeln wie „Afrika, mon amour: Auch das ZDF-Melodram malt den schwarzen Kontinent weiß an"[4]. Warum muss Afrika in Deutschland von *Weißen* nun mit „schwarz" und „Finsternis" in Verbindung gebracht werden? Zum einen wird der Terminus „Schwarzafrika" verwandt, um den Teil des afrikanischen Kontinents zu kennzeichnen, der von „Schwarzen" bewohnt sei. Dies setzt voraus, dass die BewohnerInnen dieser geographischen Region schon als „schwarz" konstruiert wurden.

Afrikaberichterstattung größtenteils negativ

In Europa wurden die Farben Schwarz und Weiß seit der Antike und besonders im Zuge der „Rassen"theorien zu einer anthropologischen Kategorie aufgeladen, d.h. Menschen mit bestimmten Körpermerkmalen wurden zusammengefasst und ihnen wurden bestimmte hierarchisierende Eigenschaften zugeschrieben. Von einem „Schwarzafrika" zu sprechen, verleugnet sowohl die Geschichte der Kolonisierung, zu deren Aspekten die gewalttätige Errichtung und Verteidigung von „Siedlungskolonien" wie Namibia und Südafrika gehörte, als auch beispielsweise die Migration von Menschen aus dem arabischen Raum an die Ostküste Afrikas. Schon Frantz Fanon wies darauf hin, dass die Funktion dieser Beschreibung Afrikas die Herstellung eines hierarchisierenden Dualismus ist: „Man teilt Afrika in einen weißen und einen schwarzen Teil. (...) Auf der einen Seite versichert man, dass es an der abendländischen Kultur teilhabe. Das Schwarze Afrika bezeichnet man als eine träge, brutale, unzivilisierte – eine wilde Gegend."[5]. Als Gegenstücke fungieren somit einerseits ein „weißes" Afrika, andererseits verweist die Bezeichnung „Schwarzer Kontinent" auf ein „weißes" Europa und schreibt somit den Mythos eines „Europas" fort, das erst in jüngster Zeit durch Migration seine angeblich jahrhundertealte Homogenität einbüße.

Nicht zuletzt hat der Gebrauch der Charakterisierung „schwarz" im Zusammenhang mit „Afrika" immer eine symbolisch-wertende Dimension. Die Assoziation von „schwarz" mit dem Bösen und Irrationalen und „weiß" mit dem Guten und Vernünftigen reicht bis in die Antike und die Anfänge des Christentums zurück. Erst vor dem Hintergrund einer hierarchisierenden Farbsymbolik und deren Verwissenschaftlichung im Zuge der europäischen Säkularisierung wurden AfrikanerInnen „schwarz" und EuropäerInnen „weiß"; jetzt in einer Vermischung aus anthropologisch-rassistischen Kategorien und symbolischer Aufladung[6]. Die Kategorien „Schwarz" und „*weiß*" wurden Teil eines Systems, in dem sich Kolonisierende und Kolonisierte gegenüberstanden und legitimierten diese Herrschaftskonstellation.

Deutsches Afrikabild von kolonialen Fesseln lösen

Für das *weiße* Deutschland und Europa ist es wichtig, dass Afrika „schwarz", arm, exotisch und chaotisch bleibt. Nur wenn „Afrika" in essentialistischen Bildern festgehalten wird „so wie man ein Präparat mit Farbstoff fixiert"[7] – können sich *Weiße* als rational und nichtstereotypisiert herstellen und kann der status quo in den Beziehungen zwischen „Süden" und „Norden" erhalten bleiben. „Afrika" als vereinheitlichter Raum der „Finsternis" erscheint wie eine Aufforderung zum Lichtanschalten. Von „Afrika" als undemokratisch und abgründig zu berichten, befördert Argumentationen, die im Sinne der ewigen „Bürde des weißen Mannes" für eine Form von Rekolonisierung Afrikas plädieren. Um das deutsche Afrikabild endlich von seinen kolonialen Fesseln zu lösen und eine ernsthafte Auseinandersetzung mit Politik, Gesellschaft und Kultur der 53 afrikanischen Länder zu ermöglichen, ist es unabdingbar, sich vom rassistischen und kolonialen Afrikavokabular zu trennen aber nicht, ohne sich mit dessen Geschichte und Funktion auseinander zu setzen. Nur das Bemühen, die vielgestaltigen Länder des afrikanischen Kontinents realistisch und differenziert darzustellen, kann neo-kolonialistische Bilder, die das *weiße* Selbstverständnis rechtfertigen, aus der deutschen Öffentlichkeit verbannen. Dazu sind Beiträge Schwarzer (deutscher) AutorInnen sowie eine (selbst-) kritische Auseinandersetzung mit Rassismus und Neokolonialismus aus *weißen* Perspektiven unentbehrlich.

4 Tagesspiegel vom 14.01.2007

5 Frantz Fanon: Die Verdammten dieser Erde, Frankfurt a. M. 1981 (Orig. 1961), Seite 138

6 Jana Husmann-Kastein: Schwarz-Weiß. Farb- und Geschlechtssymbolik in den Anfängen der Rassenkonstruktionen. In: Tißberger, Martina et al. (Hg.), Weiß Weißsein Whiteness. Kritische Studien zu Gender und Rassismus, Frankfurt a. M. 2006, Seite 45-60

7 Frantz Fanon, Schwarze Haut, weiße Masken, Frankfurt a. M. 1980 (Orig. 1952), Seite 71

Zum Text:

Der vorliegende Text wurde erstmals in AK – Analyse und Kritik Nr. 520 veröffentlicht.

Rassistische Sprache

Sprache ist kein neutrales Instrument zur Benennung einer Wirklichkeit. Sie ist machtvoll und mitunter gewalttätig. Auch Rassismus wird über alltägliches und mediales Sprechen reproduziert.

vom AK NoFortressEurope der Naturfreundejugend Berlin

Ich versuche in diesem Artikel aus herrschaftskritischer Perspektive Sprachkritik vorzustellen und zu hinterfragen wie insbesondere „Afrika“ in Veröffentlichungen konstruiert wird. Die Möglichkeiten durch bewussten Umgang mit Sprache einen Unterschied zu machen und Realitäten herzustellen, werden in Ansätzen vorgestellt. Zunächst gehe ich kurz auf Sprache als Konstrukteurin von Wirklichkeit ein, um danach an Beispielen deutlich zu machen, welche Resultate unterschiedliche Benennungen haben und wie Appelle an so etwas wie eine „ursprüngliche Kultur“ verschiedentlich benutzt werden können.

Sprache stellt Wirklichkeit her

Sprache rückte in den wissenschaftlichen Disziplinen des 20. Jahrhunderts in den Mittelpunkt des Interesses. Die Hauptthese ist, dass alle Bereiche des menschlichen Lebens durch Sprache strukturiert sind. Worte und Dinge seien für sich genommen diffuse Bereiche, die erst eine bestimmte Ordnung erhalten, indem sie mit Zeichen versehen in Artikulationsprozesse benannt werden, so erklärt es die strukturalistische Sprachtheorie Ferdinand de Saussures. Poststrukturalisten (was übrigens nicht bedeutet „Kontra“ - Strukturalisten) treiben das ganze noch etwas weiter: Sinn sei immer auch oder sogar ausschließlich ein Resultat sprachlicher Strukturen.
Um im Folgenden genauer analysieren zu können, was in bestimmten Diskursen durch Benennung passiert, komme ich zunächst zu diesem vielgenutzten Wort. Ein Diskurs kann als eine Summe von sprachlichen Aussagen zu einem bestimmten Thema begriffen werden, der das Wahrnehmen, Denken und Handeln von Individuen steuert. Diskurse bestimmen die Bedingungen und Umrisse des Denkens und was gemessen am unbegrenzten Angebot der Sprache tatsächlich gesagt werden kann und darf. Diskurse sind damit Systeme des Denkens und Sprechens, die die Wahrnehmung der Menschen von der Welt konstituieren, indem sie die Art und Weise der Wahrnehmung prägen. Allgemein gültiges „Wissen“ entsteht in diesen / durch diese Diskurse. Deshalb ist aus einer kritischen Position nie zu vernachlässigen, wer welche Sprecher_Innenposition hat und die Möglichkeit hat, zu sprechen und auch gehört zu werden. Und wer damit Diskurse und das was wir dann als „allgemein gültiges Wissen“ zu einem bestimmten Thema anerkennen, beeinflussen kann.

Soweit die Theorie. Aber was bedeutet das? Stellen wir uns einen Menschen vor. In unserem Kopf. Jetzt stellen wir uns eine Frau vor. Jetzt stellen wir uns einen Flüchtling vor. Was passiert da gerade in unserem Kopf? Welche Vorstellungen sind verknüpft mit diesen Begriffen? Welche Vorannahmen werden angesprochen? Und welchen Unterschied macht es, ob ich schreibe: Häuptling, Stammesführerin oder Volksvertreter? Und was vermittelt sich zum Beispiel bei diesen Überschriften: „Afrika versinkt im Elend“, „Aids Waisenkinder“, „Menschen in Not“? Dadurch wird schon deutlich, dass es Sinn macht, sprachkritisch an eigene und fremde Texte heranzugehen. Eine entscheidende Rolle spielt, wer überhaupt zur Sprache kommt, wer also in diesen Überschriften eine Handlungsposition einnimmt.

„300 Flüchtlinge aus Afrika in Lampedusa gelandet“ Überschrift einer dpa Meldung, die folgendermaßen weitergeht: *„Auf der süditalienischen Insel Lampedusa sind in der Nacht zum Freitag etwa 300 Flüchtlinge gelandet. Die illegalen Einwanderer, darunter fünf Frauen und mehrere Kleinkinder, wurden von der Küstenwache nahe der Insel in einem 15 Meter langen Lastkahn entdeckt. Die Immigranten stammen höchstwahrscheinlich aus Nordafrika.“* Hier um zu demonstrieren, wie der Text Vorstellungen herstellt, eine alternative Meldung über das gleiche Ereignis

Menschen suchen ihr Glück in Europa
In der Nacht zum Freitag wollten knapp 300 Menschen auf dem Seeweg nach Italien emigrieren. Die italienische Küstenwache verhindert dies, vermutlich gewaltsam. Die Frauen, Männer und Kinder hatten von Nordafrika aus Fahrt aufgenommen, auf einem Lastenkahn, der als 15 Meter lang beschrieben wurde. Herr Smith aus Ghana erzählt, dass es für ihn sinnvoller sei auszuwandern, da er in Europa viel mehr Möglichkeiten habe, seine Zukunft zu gestalten. Aus seinen Aussagen ist Aufbruchstimmung herauszuhören. Er hofft darauf, mehr Geld zu verdienen als ihm in seinem Heimatland möglich wäre. Er erzählt, wie weit er jetzt schon gekommen sei. Und er berichtet weiter von seinen Plänen: Er will versuchen, sich in in Italien etwas Neues aufzubauen und seine Träume zu verwirklichen. Hintergrund der unterschiedlichen Möglichkeiten in Italien bzw. Ghana sind Jahrhunderte von Kolonialismus, in denen u.a. afrikanischen Staaten von Europa unermessliche Reichtümer gestohlen wurden und in denen unzählige Menschen ermordet worden sind. Koloniale Beziehungen bestehen bis heute fort, Reparationszahlungen der europäischen Staaten sind weiterhin nicht in Sicht.

AK NoFortressEurope
Unser AK beschäftigt sich mit Migration und damit verknüpften Problemen. Dabei liegt ein besonderer Schwerpunkt auf der Auseinandersetzung mit Mythen und Bildern, denen sich der Diskurs um die europäischen Außengrenzen und denjenigen, die den Versuch unternehmen nach Europa zu kommen, bedient. Dieses Jahr durchgeführt: Eine Reise nach Lampedusa, Italien und eine Hörfeatureproduktion.
Kontakt:
www.naturfreundejugend-berlin.de
oder eine Email an: info@naturfreundejugend-berlin.de

In der ersten Version der Meldung kommen die Menschen, die als „Flüchtlinge“ bezeichnet werden, selbst nicht zu Wort, die Aussagen der Küstenwache werden wiedergegeben und die im Diskurs üblichen Bezeichnungen reproduziert. Da die Menschen von europäischer Seite klassifiziert werden, sowohl sprachlich als auch juristisch und sie einen bestimmten Status erreichen müssen, um ihr Überleben zu sichern, können diese Menschen sich nicht offen darüber äußern, was ihre Beweggründe sind, sich nach Europa aufgemacht zu haben. In der zweiten fiktionalen Meldung habe ich vor allem versucht, einem Einzelnen eine Stimme zu geben, um nachvollziehbar zu machen, warum er sich auf die Reise macht. In der durchgesetzten Berichterstattung wird stattdessen eine Masse von Menschen konstruiert und damit eine Projektionsfläche geschaffen. Auf diese lassen sich dann Ängste übertragen, die innerhalb der eigenen Gesellschaft existieren, ein Innen und Außen Europas wird sprachlich hergestellt.

Die „ursprüngliche Kultur“

Die Eindrücke eines besonders „schönen“ Kontinentes Afrika werden beschworen, wenn es darum geht, Touristen dazu zu bewegen, diesen Kontinent zu besuchen. In afrikanischen Ländern geschieht dies ebenso, wie außerhalb. “Träumen Sie den echten Afrikanischen Traum? Mit Buschtrommeln und uralten traditionellen Tänzen? Von aufrichtiger und herzlicher Gastfreundschaft? Gutem Essen, freundlichen Menschen, hervorragenden Unterkünften und einem großen Programm an Abenteuer, Wandern und Traditionen? Lieben Sie wunderschöne afrikanische Handarbeiten und Malereien? Dann werden Sie sich bei uns wie Zuhause fühlen! Das Königreich Swasiland bietet seinen Besuchern eine reiche Auswahl und das wahre afrikanische ‚feeling’“. Dies ist ein Ausschnitt aus „What’s happening in Swaziland“, einer TouristInnen-Zeitschrift, die kostenlos in Hotels ausliegt. Über das gleiche Land aber einem offensichtlich etwas anderen „afrikanischen Feeling“ wird in der Zeitschrift „Openspace“ berichtet: „The whole notion of Swazi culture and traditions is being lost in greed and corruption. Most people today use culture to access power and wealth. For the culture that once defined who we are as a people, has become a tool or instrument of exploitation of the weak, and of the suppression of free thought.“[1] Auch hier wird in beiden Fällen sprachlich etwas hergestellt, nämlich eine ursprüngliche Kultur und Tradition. In dem einen Fall wird sie als Touristenattraktion hervorgehoben, in dem anderen Fall wird sie als verloren beschrieben. Deutlich wird, dass die „Kultur“ der Swazi unterschiedlich aufgeladen und benutzt wird: als exotisches Urlaubsflair, als ursprüngliche Basis für gutes Zusammenleben, als Instrument zum Aufrechterhalten von Ungleichheit und Unterdrückung.

Antje Hornscheidt und Stefan Göttel geben den Leserinnen in „Manifestationen von Rassismus in Texten ohne rassistische Begrifflichkeiten“ ein linguistisches Instrumentarium in die Hand mit dem Texte kritisch gelesen werden können. Es ist das vierte Kapitel des Buches „Afrika und die deutsche Sprache“, dessen Anliegen es ist „aufzuzeigen, wie Begriffe zu Afrika im weitesten Sinne rassistisch gebraucht und welche Konzepte mit ihrer Benutzung transportiert werden.“[2] Sie machen darauf aufmerksam, dass der „Problemkontinent“ als solcher sprachlich immer wieder hergestellt wird. Nicht zu vernachlässigen ist, dass die benutzte Sprache Vorstellungen festigt, bzw. herstellt, die ungleiche materielle Machtverteilung rechtfertigen. Die ungleiche Verteilung materieller Güter: Kapital, Lande, Waffen und damit Macht und die Jahrhunderte alte Kolonisationsgeschichte kommen in Berichten über den Kontinent häufig gar nicht vor. Das Buch versucht, ein Bewusstsein dafür zu schaffen, dass Rassismus und Sprache eng miteinander verknüpft sind. Und dass benutzte Begriffe eine kolonialistisch geprägte, rassistisch wirkende Bedeutungsgeschichte mit transportieren.

Wörter und ihre Bedeutung verändern sich in Diskursen jedoch, und es kommt darauf an, in welchen Kontexten sie wie Verwendung finden und wer Sprechende bzw. Schreibende ist. Daher bringt das Ersetzen eines Wortes durch ein anderes auch auf Dauer wenig, über die erste Gedankenverwirrung hinaus. Vielmehr muss es darum gehen, die alltäglichen Kontexte zu ersetzen und marginalisierten Positionen die Möglichkeit geben, sich in Diskurse einzubringen und diese damit zu verändern. Die Ermächtigung marginalisierter Erfahrungen, Wissensbestände und Positionen kann die herrschenden Diskurse herausfordern. Wie in dem Beispiel der Migranten aus Afrika, ist es zwar vielleicht zunächst sinnvoll, das Wort „Flüchtling“ durch „Migrant“ zu ersetzten, nach einer Zeit hat dieses Wort aber die gleiche Konnotation. Tatsächlich verändern können sich die Diskurse, wenn aus einer anderen Position geschrieben wird und damit die durchgesetzten Bedeutungen und Vorstellungen herausgefordert werden. Gleichzeitig kann die Vermittlung von Medienwissen helfen, Texte kritisch zu rezipieren, z.B. mit der Fragestellung welche Position zur Sprache kommt und welche Geschichten, z.B. von Unterdrückung und Ausbeutung, gerade nicht erzählt werden.

1 „Swazi Culture: A stumbling block to a culture of human rights?“ by Musa Hlophe Eine Veröffentlichung der „Open Society Initiative for Southern Africa“ und der Universiät von Botswana aus dem September 2007.

2 Susan Arndt, Antje Hornscheidt (Hg.) Afrika und die deutsche Sprache, UNRAST-Verlag, Münster, 2004, Klappentext

Wie sich Deutschland ent-innert

Von kolonialen Mustern in der Gegenwart und (m)einem *weißen* Geschichtsbewusstsein.

von Anett Zeidler

Nicht nur in „Afrika“, auch in Deutschland wirken koloniale Konzepte bis in die Gegenwart. 1884/1885 lud Bismarck zur Kongo-Konferenz, bei welcher der Kontinent Afrika willkürlich unter den beteiligten Staaten aufgeteilt wurde. Auch nach dem ersten Weltkrieg, sah sich Deutschland weiterhin als Kolonialmacht. Der so genannte Kolonialismus ohne Kolonien[1] ist besonders in Berlin, das Ausgangspunkt eines kolonialen Weltreiches war, wiederzufinden. Ob Straßennamen, Kleingartensiedlungen namens ‚Kolonie Togo', Denkmäler oder Handelsketten wie EDEKA, sie alle sind Bestandteil meiner Gegenwart. Doch nicht nur die Kolonialzeit, sondern auch „die verdrängte deutsche Kolonialzeit hat Berlin mitgeprägt.“[2] Damit gehören Straßennahmen wie die „M.-Straße“[3] nicht nur zu meiner Gegenwart, sondern darüber hinaus zu meiner *weißen* Gegenwart.

Dieses Totschweigen kolonialer Realitäten bezeichnet Kien Nghi Ha als „eine bewusste Amnesie, und die Amnesie ist eine politische Ausdrucksform des kollektiven Gedächtnisses.“[4] Im heutigen kollektiven Gedächtnis Deutschlands „spielt die Vernichtung der Herero und der Nama allenfalls eine marginale Rolle.“[5] „Die Auslöschung (…) von Frauen, Männern und Kindern, weil sie Schwarze waren, ist nie zu einem Bestandteil des westlichen Geschichtsbewusstseins geworden.“[6] Ein Geschichtsbewusstsein, das von der Vernichtungsstrategie Generalleutnant Lothar von Trothas im Krieg der Herero, mit ihrem Anführer Samuel Maharero, und der Nama, mit dem Anführer Hendrik Witbooi, gegen die deutschen Truppen vom 12. Januar 1904 bis zum 31.März 1907 keine Kenntnisse hat. Ein Geschichtsbewusstsein das nicht wissen soll, „dass von geschätzten 60- 80 000 Herero nach der Volkszählung von 1911 nur noch 15130 lebten (…) (und) von den etwa 20 000 Angehörigen (der Nama) noch knapp die Hälfte (9781).“[7]

Wie Deutschland sich entinnert, wird besonders in Untersuchungen deutscher Schulbücher der letzten Jahrzehnte klar: Hier verdrängt das Schweigen erneut das notwendig Sagbare. In einer Erhebung Sabine Trögers aus dem Jahre 1986/87 wird aufgezeigt, dass die befragten Schüler und Schülerinnen der fünften und neunten Jahrgangsstufe an Bochumer Schulen ein mehrheitlich ethnozentrisches[8] Bild Schwarzer Menschen hatten: Sie selbst sahen sich innerhalb eines dualen Weltbildes als Zugehörige „ der guten Seite“. Ethnozentrismus wird als Tendenz definiert, die eigene Kultur als die zentrale und anderen Kulturen überlegen zu betrachten, wobei die eigene Kultur als Maßstab oder Standard gesetzt wird und auf Grund dessen, andere Lebensstile bewertet werden. Gleichzeitig wird für die eigenen Werte ein Geltungsanspruch über den eigenen kulturellen Raum hinaus erhoben, welche zwangsläufig zu einer Einschätzung der Höherwertigkeit der eigenen Kultur führen.

Die Schule, ihre LehrerInnen, die Schulbücher und staatliche Organe und Gremien, die Lehrpläne und interkulturelle Förderungen und nicht zuletzt die SchülerInnen selbst, „tragen Sorge dafür, dass die Marginalisierten, die *Anderen*, als Forschungsobjekte immerfort (re)konstruiert werden.“[9] Auch neuere qualitative Schulbuchuntersuchungen haben ergeben, dass die in Zusammenhang mit den im Schulunterricht vermittelten Bildern der deutschen Kolonialzeit, sich überwiegend ethnozentrischer Muster bedienen. Problematische Begrifflichkeiten, wie „D.W.“[10], die ebenfalls rassistische Konzepte reproduzieren, werden auch im 21. Jahrhundert immer noch unreflektiert verwendet. Unter „Dritte Welt“ wird pauschal eine Gruppe von Ländern bezeichnet, denen aus westlicher Perspektive „Unterentwicklung“ unterstellt wird. Als alternativen Begriff schlägt Machnik „Eine Welt“ vor, da die Unterteilung in „Erste“ und „D.W.“ eine Hierarchisierung vornimmt, die ökonomische Werte und Auffassungen der westlichen Länder als Norm setzt, rechtfertigt und unsichtbar macht, dass sich der Wohlstand der sozialökonomisch privilegierten Länder vor allem aus einer Ausbeutung der ehemals kolonisierten Länder finanziert.

Doch nicht nur die Inhalte, auch die Strukturen, in denen Geschichte vermittelt wird, sind *weiß*. Die *mask of speechlessness*, die Maske der Sprachlosigkeit, so Grada Kilomba, wurde für mehr als 300 Jahre reales Instrument Europas für seine kolonialen Projekte. Die Maske stellt

1 Vgl. Ha, Kien Nghi: Macht(t)raum(a) Berlin - Deutschland als Kolonialgesellschaft. In: Eggers, Maureen Maisha et al. (Hg.) 2005: Mythen, Masken und Subjekte. Kritische Weißseinsforschung in Deutschland. Münster. S.107.

2 Aikins, Joshua Kwesi: Die alltägliche Gegenwart der kolonialen Vergangenheit. In: AntiDiskriminiserungsBüro (ADB) Köln von Öffentlichkeit gegen Gewalt e. V. und cyberNomads (cbN) (Hrsg.) 2004: TheBlackBook. Deutschland Häutungen. S.58.

3 „M.-Straße“ wird als Ersatzbegriff für „Mohrenstraße“ genannt.

4 Ha. 2005. S.105.

5 Brehl, Medardus: Das Drama spielte sich auf der dunklen Bühne des Sandfeldes ab. Die Vernichtung der Herero und Nama in der deutschen (Pupulär-) Literatur. In: Zimmerer, Jürgen; Zeller, Joachim (Hg.) 2004: Völkermord in Deutsch-Südwestafrika. Der Kolonialkrieg (1904-1908) in Namibia und seine Folgen. Berlin. S.86.

6 Plumelle-Ulribe 2004: Weiße Barbarei. Vom Kolonialrassismus zur Rassenpolitik der Nazis. Zürich. S.65.

7 Gründer, Horst 1985: Geschichte der deutschen Kolonien. Paderborn. München. Wien. Zürich. S.121.

8 Vgl. Tröger, Sabine 1993: Das Afrikabild bei deutschen Schülerinnen und Schülern. Saarbrücken. Fort Lauderdale. S.37f.

9 Castro Varela, María do Mar; Dhawan, Nikita: Postkolonialer Feminismus und die Kunst der Selbstkritik. In: Steyerl, Hito/ Gutiérrez-Rodrigúes, Encarnatión (Hg.) 2003: Spricht die subalterne deutsch? Migration und postkoloniale Kritik Münster. S.276.

10 Vgl. Arndt, Susan; Hornscheidt, Antje (Hg.) 2004: Afrika und die deutsche Sprache. Ein kritisches Nachschlagewerk. Münster.

Ist mein Geld schwarz verdient?

in diesem Sinne ein Mittel dar, welches das Schwarze Subjekt davon abhält, die Wahrheit aufzudecken, die der *weiße* Herr abwehren will, distanziert und still halten will.

Anders erinnern – aber wie?

Mich postkolonial zu positionieren bedeutet, zu erkennen, dass ich in keiner gleichberechtigten Gesellschaft lebe, sondern in einer *weißen*. Es heißt Schwarze Perspektiven anzuerkennen, die mich lehren, dass „(…) sowohl Kolonialismus als auch strukturell normatives Weißsein nicht als gewaltvolle Kontexte wahrgenommen (werden), die wissenschaftliches Forschen und Arbeiten geformt haben und, in aktualisierten Versionen, noch immer formen."[11] Mich als *weiße* Deutsche zu positionieren bedeutet mich nach meinen eigenen Privilegien zu fragen und mir der *weißen* Strukturen meiner Gegenwart und den darin verborgenen Privilegien[12] als *weiße* Deutsche bewusst zu werden. Wenn ich hier auf die Unsichtbarkeit *weißer* Privilegien verweise, dann nach Schwarzbach-Apithy, die deutlich macht, dass es sich um ein Nicht-Sehen oder auch ein Verheimlichen aus *weißer* Perspektive handelt und dass wir dabei nicht einschließen dürfen, dass *weiße* Privilegien für Schwarze genauso unsichtbar wären. Darüber hinaus, bedeutet (m)eine Positionierung als *weiße* Deutsche, mich mit den kolonialen Mustern der Vergangenheit auseinanderzusetzen, um diese für die Gegenwart sichtbar zu machen. Dadurch erweitert sich mein Verständnis von Geschichte und wirkt auf meinen Gebrauch oder Nicht-Gebrauch von kolonialistisch geprägten Termini mit rassistisch wirkender Bedeutungsgeschichte. Meine Wert und Denkvorstellungen ändern sich, meine Selbstwahrnehmung als *weiße* Deutsche und damit auch mein Geschichtsbewusstsein. Darüber hinaus geht es aber nicht nur darum „mehr und mehr Informationen über die Anderen zu erhalten, um so das Selbst und die Anderen besser verstehen zu können, (es geht auch nicht darum) unsere Privilegien des Sprechens und Gehört-werdens zu verlernen, sondern (darum) die Subversion des Zuhörens zu praktizieren."[13] Ich muss meiner eigenen Amnesie, dem Entinnerten, selbstkritisch ein Anders-Erinnern entgegen setzen.

Durch ein Anders-Erinnern, dass die *mask of speechlessness* in der Gegenwart erkennt und das eigene Weißsein in das Zentrum der Kritik stellt, können Räume entstehen, in denen Schwarze und People of Colour sprechen können und gehört werden. Diese Verschiebung von den reinen Strategien des Widerstands hin zum subversiven Zuhören „verändert die Machtdynamiken zwischen aktiv Sprechenden und passiven ZuhörerInnen."[14] Auf Gayatri C. Spivak referierend, „besteht die Aufgabe kritischer Gegendiskurse gerade darin, den Raum der Subalternität zum Verschwinden zu bringen, (….) den Zentrum/Rand-Dualismus radikal herauszufordern. Den Marginalisierungsdynamiken muss konsequent widerstanden werden, und dazu zählt auch die ‚Selbstmarginalisierung'."[15]

11 Hutson, Christiane: Schwarzkrank? Post/koloniale Rassifizierung von Krankheit in Deutschland. In: Ha, Kien Nhgi; Lauré al-Samarai, Nicola; Mysorekar, Sheila (Hg.) 2007: re/vision. Postkoloniale Perspektiven von People of Color auf Rassismus, Kulturpolitik und Widerstand in Deutschland. Münster. S. 235.

12 Vgl. Schwarzbach-Apithy, Aretha: Interkulturalität und anti-rassistische Weis(s)heiten an Berliner Universitäten. In: Eggers, Maureen Maisha; Kilomba, Grada; Piesche, Peggy; Arndt, Susan (Hg.) 2005: Mythen, Masken und Subjekte. Kritische Weißseinsforschung in Deutschland. Münster. S.247-261.

13 Castro Varela; Dhawan. 2003. S.279.

14 Ebenda. S.278.

15 Ebenda. S.273f. (Hervorhebungen im Original).

Rassismus als Bedingung des Kapitalismus

AMO BOOK's Perspektive auf Rassismus von Tony Arch und Gaston Ebua

Rassismus kann von verschiedenen Konzepten und Perspektiven aus definiert werden. Lasst uns einen kurzen Rückblick vornehmen und sachlich in die Geschichte zurückblicken, bevor die kapitalistische Zeit begann.

Unsere Perspektive ist angelehnt an das Kapitel: „Race Relations – It`s Meaning, Beginning and Progress" von O.C. Cox aus seinem Buch „Caste, Class and Race" („dt: Kaste, Klasse und Rasse").

Nach Cox entwickelten sich rassistische Ausbeutung und rassistische Vorurteile in Europa mit dem Aufkommen des Kapitalismus und Nationalismus. Aufgrund der weltweiten Ausbreitung des Kapitalismus lassen sich alle rassistischen Feindlichkeiten auf die Politik und die Haltungen der führenden Köpfe des Kapitalismus zurückführen – die *weißen* Leute aus Europa und Nordamerika (S. 322).

Wir wollen Rassismus definieren, um den Punkt zu finden, an dem Rasse zu einer Struktur und Macht wurde. Diese Rassenstruktur wurde den Menschen auferlegt, um mit ihrer Hilfe die Geschichte in den Jahrhunderten, bevor es so etwas wie Europa oder ein europäisches Reich gab, zu verdecken. Ebenso ist es wichtig zu reflektieren, warum und wie die Weltgeschichte sowie ihre Darstellung, unter fortdauernden voreingenommenen Annahmen umgedreht wurden.

Wir definieren Rassismus wie die frühen marxistischen Theorien mit einer einfachen Verbindung zwischen Rasse und Klasse (vor allem O.C. Cox, in Caste, Class and Race, 1948). Sie sehen Rassismus als eine Ideologie der führenden Klasse, die unter dem Kapitalismus entwickelt wurde, um Schwarze und *weiße* Arbeiter_innen, die ein gemeinsames und fundamentales Klassenbewusstsein einte, zu separieren, um damit ihre Kontrolle zu ermöglichen.

Eurozentrische Historiker_innen argumentieren, Europa hätte Afrika die Zivilisation gebracht, was eine komplette Umkehrung der Wahrheit ist.

Ein Beispiel für diese Ideologie, die zur Struktur des Geschäfteführens wurde, ist das, was in Europa im 19. Jahrhundert Sozialdarwinismus genannt wurde. Diese Ideologie nahm im Laufe der Zeit verschiedene Formen an, beispielsweise war sie eine Voraussetzung für die Apartheid (in den 1990er). Kritiker_innen erkennen heute an, dass dies die Prämisse ist, die Menschenrechte kontrovers macht, da sie nicht auf der fundamentalen Gleichheit aller Menschen beruhen. Nach S. Lemelle (1992) meint Sozialdarwinismus die pseudo-wissenschaftliche Anwendung der Evolutionstheorie des britischen Wissenschafters Charles Darwins (1809-1882). Die Sozialdarwinisten, angeführt von dem englischen Soziologen Herbert Spencer (1820-1903), übertragen Darwins Theorie des Überlebens des Stärkeren auf den Bereich der menschlichen Beziehungen. Sie glauben, die führende Klasse bestehe aus höherwertigen Menschen (d.h. die *Weißen*), die das Recht haben, über Schwächere (d.h. Arbeiter_innenklasse und alle Nicht*weißen*) zu herrschen. In der Essenz war der Sozialdarwinismus eine Form des Rassismus / *weißen* Chauvinismus, der imperialistische, koloniale Expansionen, Ausbeutungen von Schwarzen (im allgemeinen Sinn) sowie Rassen- und Klassenhass rechtfertigte. Zudem ist der Sozialdarwinismus konterrevolutionär. Sozialdarwinisten glauben, dass die Gesellschaft wie ein Tier sei: die Regierung ist der Kopf, während die Arbeiter die Hände sind, die dem Kopf gehorchen müssen, was einer strikten Ablehnung der Ideen der Revolution und Demokratie gleichkommt.

S. Lemelle zeigt, dass Rassismus verschiedene Formen annehmen kann, einschließlich bewusstem oder unbewusstem Hass, der sich in individuellen Handlungen und institutionellen Standards manifestiert. Eingebettet in die Gesellschaft kann Rassismus die Form von *weißem* Chauvinismus, Sozialdarwinismus und Eurozentrismus annehmen. Letzteres ist eine Ideologie, die argumentiert, dass Europa und das europäische kulturelle Erbe erhaben gegenüber jedem anderen auf der Welt und das Zentrum sei, um das herum sich alles entwickelt. Diese Doktrin rechtfertigt die erzwungene Herrschaft der europäischen Nationen in der „Dritten Welt" und die Hegemonie der westlichen Kultur.

Der Kolonialismus hat bzw. die Kolonialisierer_innen haben eine koloniale Klasse hervorgebracht, eine Art Nebenprodukt des Rassismus. Sie leidet ebenso unter Rassenentfremdung wie die kolonialisierte Klasse. Dieser gehören auf der anderen Seite diejenigen an, die den Rassismus der Kolonialzeit erleiden mussten. Diese Konstruktion der Klassen reproduziert Rassismus, gerade weil beispielsweise die eurozentristische Geschichtsschreibung strukturell durch die herrschende Klasse (d.h. die *Weißen* bzw. die Europäer_innen und die von ihnen eingesetzten herrschenden Klassen in den kolonisierten Territorien) etabliert wurde. Das heißt, es ist schwer möglich die herrschende Klasse von der etablierten Gesellschaft zu lösen. Durch die Durchsetzung der eurozentristischen Geschichte kann die Kluft zwischen der sogenannten 3. Welt und der 1. Welt nicht mehr geschlossen werden. Deshalb wird auch nicht mehr von einer 2. Welt gesprochen, was die Kluft noch vergrößert. Nach dem Ende der Kolonialzeit setzen sich diese Klassen daher auch heute noch fort.

Unsere Schlussfolgerung ist daher, dass der Kampf gegen Kapitalismus ohne den Ansatz des Rassismus

A.W. AMO BOOKS
Monbijoustr. 3, 10999 Berlin
amo@refrat.hu-berlin.de

Amo Books hat sich zum Ziel gesetzt für die afrikanische Diaspora in Deutschland einen Anlaufpunkt in Form einer Bibliothek, eines Informationsbüros, eines Buchladens und einem eigenen Verlag in einem Gebäude, vernetzt, zu verwirklichen.

Amo Books ist auf Spenden angewiesen. Diese werden einerseits für Neuanschaffungen von antirassistischen und Schwarzen Publikationen, z.Z insbesondere über alte afrikanische Geschichte, benötigt; andererseits für Anwaltskosten, die den beteiligten Aktivist_innen des Bibliotheksprojekts in Deutschland entstehen.

Spenden an:
Amo Books e.V.:
KontoNr: 1102 305 600
BLZ: 430 609 67
GLS Bank
IBAN: 43060967110230560o,
BIC GENODEM1GLS

Fahre ich schwarz?

miteinzubeziehen, als eine dessen wichtigster Bedingung, nicht nur Rassismus ignoriert und reproduziert, sondern den Kapitalismus bestärkt.

Ein Beispiel für eine wichtige historische Rückschau zum besseren Verständnis:

O.C. Cox stellt fest, dass im 15. Jahrhundert, trotz des Beginns des „großen Dramas[1], das im Laufe einiger hundert Jahre die Welt zur Businesswelt machte , rassistische Feindschaften unter den Europäern noch nicht verbreitet waren", was uns zur Generation der versteckten und unbekannten Genozide und anderen Holocausten[2] führt.

J.G. Jackson (1990), (in The Story of the Mors in Spain, by S.L. – Poole, zuerst veröffentlicht 1886), bringt hierzu folgenden wichtigen Punkt: Eurozentrische Historiker_innen argumentieren, Europa hätte Afrika die Zivilisation gebracht, was eine komplette Umkehrung der Wahrheit ist. Die ersten zivilisierten Europäer_innen waren die Griechen, die hauptsächlich von den Afrikaner_innen aus dem Niltal zivilisiert wurden. Die Griechen gaben diese Kultur an die Römer weiter, die sie schließlich verloren. Darauf begann ein dunkles Zeitalter von etwa 500 Jahren. Zivilisation wurde in Europa erst wiederaufgebaut, als eine andere Gruppe von Afrikaner_innen, die Mauren, diesem dunklen Zeitalter ein Ende setzten, indem sie die christlichen Barbaren rezivilisierten. Während des „golden Zeitalters des Islams" war das Maurenreich mit Gebieten sowohl in Afrika als auch in Europa, das entwickelste Reich auf der Welt. Lady Flora Louisa Shaw Lugard hat die spezifischen Beiträge dieser Ära sehr gut dargestellt: „…Die Mauren führten die Herstellung des Schießpulvers in Europa ein. Ihre Feinde übernahmen den Zündstoff und benutzten ihn, um die Mauren zurück nach Afrika zu vertreiben. […] und 1492 hatten die Mauren ganz Spanien verloren, ausgenommen des Königreichs Grenada. Der maurische Führer, König Boabdil, wurde in dem Jahr, als Columbus die neue Welt besuchte, durch wiederauflebende, christliche Kräfte unter der Führung von Ferdinand und Isabella aus Spanien vertrieben. Viele Mauren blieben in Spanien. Aufgrund von Vertreibung und Migration sind jedoch bis 1610 etwa eine Million von ihnen nach Nord- und West Afrika zurückgekehrt."

Jackson zeigt in seiner Einführung weiterhin, dass während der maurischen Zivilisierung Europas, maurische Monarchen in prächtigen Palästen wohnten, während die gekrönten Häupter aus England, Frankreich und Deutschland in Scheunen ohne Fenster und Schornsteine lebten, mit nur einem Loch im Dach für den Abzug des Rauchs. Bildung war universal im maurischen Spanien, sie war sogar für die Ärmsten zugänglich, während im christlichen Europa 99 % der Bevölkerung ungebildet war, selbst die Könige konnten weder lesen noch schreiben. Im 10. und 11. Jahrhundert gab es keine öffentliche Bibliotheken in Europa, während das maurische Spanien mehr als siebzig besaß, von denen alleine die in Cordova 600.000 Manuskripte besaß. Das christliche Europa hatte nur zwei nennenswerte Universitäten, während es im maurischen Spanien 17 große Universitäten gab...!

Wissenschaftlicher Fortschritt in Astronomie, Chemie, Physik, Mathematik, Geographie und Philosophie florierte im maurischen Spanien. Gelehrte, Wissenschaftler_innen und Künstler_innen gründeten Gesellschaften und organisierten wissenschaftliche Kongresse, um die Forschung und die Verbreitung des Wissens zu fördern. Die Bibliothek von Konstantinopel zum Beispiel enthielt die mathematischen Strukturen des Himmels. Maurische Pädagogen unterrichteten die Geographie von der Erde als Kugel lange vor der Zeit Magellans, dem angerechnet wird, 1519 die Kugelgestalt unseres Planeten durch Umschiffung ermittelt zu haben.

AMO BOOKs bietet alternative Perspektiven auf Geschichte und die Rolle der Nicht-Europäer_innen in der Gestaltung dessen, was man Weltgeschichte nennt. Dies wollten wir in diesem Text erklären. Wir können gemeinsame Ideen darüber teilen, wie man den Kapitalismus überwinden kann indem wir aufzeigen, dass Rassismus eine Bedingung für den Kapitalismus ist.

Dieser Kapitalismus der für Manche (wenn nicht für alle) die Todesstrafe ist, weil sie nicht als Menschen und daher auch keine Menschenrechte für sie gelten.

Lasst uns also etwas gegen die hinter den ‚Menschenrechten' versteckte Rassismus-Doktrin unternehmen! Keine Bemühung in diese Richtung ist verschwendet!

1 Der transatlantische „Sklavenhandel". Das Drama ist dabei auch, dass bis heute Sklaverei als Handel angesehen wird und nicht als Verbrechen.

2 Der Gebrauch des Wortes „Holocaust" ist aus dem Englischen übernommen und soll in diesem Fall provozieren. Aus unserer Perspektive sollte es nicht ausschließlich für den deutschen Holocaust benutzt werden. Denn dies scheint dazu zu führen, dass viele Menschen ‚nur' über die eine große Katastrophe der Vergangenheit sprechen, die alle anderen Verbrechen überlagert und verdeckt. Dies hat dazu geführt, dass vielen Menschen das strukturelle Verständnis der Verknüpfung von Hegemonie, Kolonialismus und Rassismus (der Vergangenheit und der Gegenwart) fehlt.
Andererseits ist uns bewusst, dass wir in einem deutschen Kontext publizieren; einem Kontext, in dem seit 1945 Reaktionäre den deutschen Holocaust mit anderen Verbrechen vergleichen, um das Ausmaß des Verbrechens und die Schuld der Deutschen zu relativieren. In diese „Tradition" wollen wir uns explizit nicht einreihen. Wir wollen vielmehr die strukturelle Rolle reflektieren, die Kolonialismus und Rassismus im deutschen Kontext spielen, auf der Grundlage eines Wissens um die Kollektivschuld der Deutschen an dem beispiellosen Verbrechen des deutschen Holocausts.

'Entwicklungspolitik' als 'Zivilisierungsmission'

Am 18.06.08 hielt Senfo Tonkam im Rahmen des Seminars „Die Metamorphose zur AntirassistIn“ bei Aretha Schwarzbach-Apithy einen Vortrag. Dies ist der Versuch die wesentlichen Punkte des Vortrags wiederzugeben.
von Tobias Becker

Zur Person:

Senfo Tonkam ist Flüchtling aus Kontinentalafrika. Er ist Mitbegründer der 'Black Nation in Babylon' – Germany und Mitglied der 'Black Community in Deutschland'. Er promoviert zur Zeit in politischer Philosophie an der Unversität Hamburg.

Dieser Vortrag soll aus afrozentrischer (s.u.) Perspektive das ‚Entwicklungs‘-Paradigma und die damit verbundene Politik der ‚Entwicklungshilfe‘ oder ‚Entwicklungszusammenarbeit‘ kritisch analysieren und begründen, dass sie beendet werden müsste, wenn uns ernsthaft daran gelegen ist, dass alle Menschen Freiheit, dauerhaftes Wohlergehen, Gerechtigkeit, anhaltenden Frieden, Chancengleichheit und Respekt genießen.
Die Ablehnung des ‚Entwicklungs‘-Paradigmas wird bereits seit längerem von ganz unterschiedlichen Menschen vertreten. Sie lassen sich in drei Theorieströmungen einteilen:

1. Dependency Theorists:

Sie sind hauptsächlich marxistisch motiviert und kritisieren die ungleiche Entwicklung in verschiedenen Teilen der Erde. Die Dependency Theory besagt, dass ausgehend vom Zentrum Europa die peripheren Teile der Erde ausgebeutet werden – im Sinne einer globalen Arbeits- und Aufgabenverteilung. In Afrika wird produziert, in Europa verarbeitet und verkauft.
Vertreter_innen dieser Theorieströmung sind: Samir Amin, Walden Bello, Herb Addo

2. Post-development Theorists:

Post-development Theoretiker_innen halten es für unmöglich, dass sich die Entwicklung(sstufen) angleichen. Das Konzept ‚Entwicklung‘ ist an sich kolonialistisch/rassistisch. Die Basis dieser Strömung ist poststrukturalistische/postmoderne Theorie. Identitäten werden hier als das Haupt-problem ausgemacht, in denen sich Europa als herrschaftlich und großes Vorbild konstruiert, das den unterentwickelten Armen helfen muss. Diese Identitäten müssen daher vorrangig bekämpft werden.
Personen: Emmanuel S. Ndione, Mamadou Ndiaye

3. Afrozentrist_innen:

Afrozentrismus ist die Theorieströmung der sich auch Senfo Tonkam zurechnet. Sie geht über die beiden erstgenannten hinaus.
Die Idee, dass lediglich Identitäten im westlichen Sinne abgeschafft werden müssen, und danach alle über alle(s) reden können, ist zu einfach, denn damit schafft man keine Unterdrückungsverhältnisse ab. Dieses ‚colourblindness‘ genannte Ausblenden existierender rassistischer Unterdrückungsverhältnisse ist ähnlich gefährlich wie bewusster Rassismus.
Für Afrozentrist_innen steht daher Afrika im Mittelpunkt. Die Überlegung dabei ist, dass Afrikaner_innen neu lernen müssen sich zu akzeptieren und stolz zu sein, auch bevor sie mit Europäer_innen zusammenarbeiten können.
Afrozentrizität bedeutet also, Afrika in das Zentrum zu setzen und nicht weiter in die Peripherie zu verdrängen. Daher bevorzugt Afrozentrizität afrikanische Weltanschauungen, Paradigmen und Methoden der Wahrnehmung. Hierbei reden AfrikanerInnen über sich selbst und sind nicht mehr passive Objekte des westlichen Diskurses.
Dies beinhaltet eine kritische Auseinandersetzung mit afrikanischer Geschichte und Gegenwart. Grundlegend dabei ist, dass keine Person eine andere unterdrücken darf (dies ist ein wesentlicher Unterschied zum Eurozentrismus)[1]. Das Ziel dieser Theorieströmung ist es, die Geschichte der Menschheit zu lernen und kritisch zu sein gegenüber Paradigmen des Universalismus.
Der Rest des Vortrages soll eine Einführung in diesem Sinne sein.

Rassismus-Definition

In Anlehnung an Karenga[2] soll Rassismus hier definiert werden, als ein System der Negation und Deformation der Geschichte und Menschlichkeit von Menschen in der „3. Welt“. Rassismus besteht aus drei Teilen: 1. bezeichnet Rassismus die Vorherrschaft auf Grund ‚rassischer‘ Zugehörigkeit. 2. ist Rassismus eine Ideologie, die sich durch Wissenschaft, Kultur, Kunst und Alltag zieht. 3. manifestiert sich Rassismus in institutionellen Arrangements, beispielsweise der Polizei, in Jugendämtern, Arbeitsämtern, Ausländerbehörden u.a.

Die Geschichte der (Unter-)Entwicklung

Der Beginn der (Unter-)Entwicklung kann auf den 20.01.1949 datiert werden. An diesem Tag hielt Harry S. Truman (damaliger Präsident der USA) seine Antrittsrede, in der er verkündete:

1 siehe www.asante.net

2 Ron ‚Maulana‘ Karenga: Afro-Amerikanischer Author und politischer Aktivist. Gründer der ‚US-Organization‘.

„(...)More than half the people of the world are living in conditions approaching misery. Their food is inadequate. They are victims of disease. Their economic life is primitive and stagnant. Their poverty is a handicap and a threat both to them and to more prosperous areas. (...)
Our aim should be to help the free peoples of the world, through their own efforts, to produce more food, more clothing, more materials for housing, and more mechanical power to lighten their burdens. (...)
This should be a cooperative enterprise in which all nations work together through the United Nations and its specialized agencies wherever practicable. It must be a worldwide effort for the achievement of peace, plenty, and freedom. (...)
The old imperialism—exploitation for foreign profit—has no place in our plans. (...)
Steadfast in our faith in the Almighty, we will advance toward a world where man's freedom is secure. (...)"

Was passiert hier? Die Realität wird verändert! Die Feinde von Frieden, Wohlstand und Freiheit werden abstrakt: Armut, Krankheit, Hunger. Ausbeutung und koloniale Unterdrückung werden verschleiert.

Vor dem Hintergrund, dass die meisten Länder zu dieser Zeit noch kolonisiert sind, definiert der (*weiße*!) US-amerikanische Präsident, was das Problem (der Nicht*weißen*) ist und bietet Hilfe bei dessen Lösung an. Orientierungspunkt sind hierbei natürlich euro-amerikanische Standarts, die zu erreichen ‚Entwicklungshilfe' von Nöten ist. Die realen Gegebenheiten und die erzwungenen Unterschiede werden verwischt, indem ein gemeinsames Ziel aller Menschen proklamiert wird. Damit kann Truman als der erste postmoderne Stratege bezeichnet werden.

Grundlagen der ‚Entwicklungshilfe'

All den Diskussionen um ‚Entwicklungshilfe' liegen zwei Dinge zu Grunde: *Weiße* Definitionsmacht und das *weiße* Pionier-Syndrom. Definitionsmacht insofern, als dass *Weiße* definieren können, was das Problem ist; Pionier-Syndrom insofern, als dass *Weiße* aus der Konstruktion der abstrakten Probleme und der Unterentwicklung ableiten, helfen zu müssen. *Weiße* entfachen damit einen Kulturkampf um entwicklungspolitische Paradigmen. Dabei ist wichtig zu bemerken, dass ‚Entwicklung' niemals erreicht werden kann. Das Konzept schließt ein Abschließen der ‚Entwicklung' per Definition aus. Denn das Ausbeutungsverhältnis wird dabei nicht benannt. Vielmehr werden aus der ausbeutenden Position kleine ‚Hilfen' vor die Füße der Ausgebeuteten geworfen, die zudem noch an Bedingungen geknüpft sind, die wiederum das Ausbeutungsverhältnis festschreiben. Außerdem wird ‚Entwicklung' wie gesagt eng an Europa angelehnt gedacht. Andere Regionen der Erde können (und wollen) aber nicht Europa werden.

Es lässt sich hier also eine neue Legitimation des Kolonialismus im Namen von „Entwicklung" und „Modernität" beobachten. Vorläufer dieser neuen Legitimation finden sich beispielsweise in der Satzung des Völkerbundes (der Vorläuferorganisation der Vereinten Nationen), Art. 22 (im Versailler Vertrag):

„Auf die Kolonien und Gebiete, die infolge des Krieges aufgehört haben, unter der Souveränität der Staaten zu stehen, die sie vorher beherrschten, und die von solchen Völkern bewohnt sind, [die] noch nicht imstande sind, sich unter den besonders schwierigen Bedingungen der heutigen Welt selbst zu leiten, finden die nachstehenden Grundsätze Anwendung:
Das Wohlergehen und die Entwicklung dieser Völker bilden eine heilige Aufgabe der Zivilisation, und es ist geboten, in die gegenwärtige Satzung Bürgschaften für die Erfüllung dieser Aufgabe aufzunehmen.
Der beste Weg, diesem Grundsatz durch die Tat zu verwirklichen, ist die Übertragung der Vormundschaft über diese Völker an die fortgeschrittenen Nationen, die auf Grund des ihrer Hilfsmittel, ihre Erfahrungen oder ihrer geographischen Lage am besten imstande sind, eine solche Verantwortung auf sich zu nehmen, und die hierzu bereit sind; sie hätten die Vormundschaft als Mandatare des Bundes in seinem Namen zu führen. (...)
Die Entwicklungsstufe, auf der sich andere Völker, insbesondere die mittelafrikanischen befinden, erfordert, daß der Mandatar dort die Verwaltung des Gebiets übernimmt. (...)"

Getrennte Begrifflichkeiten

Was ausserdem im gesamten Vertragswerk und allen Diskursen seitdem auffällt, ist die strikt getrennte Begriffsverwendung: ‚Entwicklung' ist Afrika, Asien und

Lateinamerika vorbehalten, dafür gibt es ‚Reparationen' nur für *Weiße*: Niemals wurde über Reparationen für afrikanische Staaten gesprochen (dafür neuerdings um so mehr über ‚Schuldenerlass'). Auf der anderen Seite wurde z.B. der Marshall-Plan[3] nie als Entwicklungshilfe bezeichnet. Dabei war der Marshall-Plan das größte Entwicklunshilfe-Projekt bisher – finanziert durch die Ausbeutung Schwarzer Menschen. Und das für einen Staat der zuvor absolut Inakzeptables getan hatte: *Weißen* wurde angetan, was sonst gemeinschaftlich nur Nicht*weißen* angetan wurde. Eine Entsolidarisierung von der *weißen* Gemeinschaft also. Nach der Niederlage gehörte Deutschland aber wieder dazu, mit dem Wiederaufbau wurde sofort begonnen. Heute sind z.T. Reparationsforderungen immer noch nicht beglichen. Boykott oder Ausschluss hat Deutschland aber nicht zu befürchten.

Beispiel: Privatisierung

Die ‚Entwicklungshelfer_innen' fordern heute von den afrikanischen Staaten, mehr zu privatisieren und den freien Markt walten zu lassen. Dies allein könne Armut langfristig beseitigen, welche ihrerseits durch zu wenig freie Märkte verursacht wird. Bei näherer Betrachtung zeigt sich aber: Europa/Amerika selbst würden derart freie Märkte niemals riskieren. Sie wissen nur zu gut, dass das nicht funktioniert. In jeder Krise (der gegenwärtigen etwa) wird Geld produziert. Die Politik greift massiv in das Finanzsystem ein. Aber Afrika muss bedingunslos privatisieren. Dies hat den für Europa/Amerika angenehmen Nebeneffekt, dass sie Afrika aufkaufen können.

‚Überbevölkerung'

Überbevölkerung wird als DAS Problem Afrikas dargestellt. Das Allheilmittel dagegen ist Familienplanung. Wie wertneutral das Thema behandelt wird, zeigt ein Blick in den UN-Bericht zu Überbevölkerung. Schon die Bebilderung ist äußerst aufschlussreich: Alle Bilder zeigen nicht*weiße* Frauen, die lachen (die Suggestion hierbei ist, dass die glücklichen afrikanischen Frauen zu dumm sind, um zu verstehen, dass sie ihre Probleme unbewusst selber hervorrufen). In der ganzen Broschüre taucht eine einzige *weiße* Person auf, und die verteilt Kondome an Prostituierte in Thailand...
Schaut mensch sich dagegen die Zahlen an, wird auf einmal völlig unklar, was das überhaupt sein soll – Überbevölkerung. Die Bevölkerungsdichte jedenfalls ist in Deutschland viel größer als z.B. in Kamerun. Vielleicht herrscht Überbevölkerung dann, wenn ein Land seine Bevölkerung nicht ernähren kann? Allerdings: KEIN Land kommt gegenwärtig ohne Importe aus.

Die eigentlichen Ursachen

Die Probleme liegen eigentlich ganz wo anders. Um das zu illustrieren, zwei weitere Beispiele:
– Während der so genannten ‚Hungersnot' hat Äthiopien Schnittblumen und Obst nach Europa exportiert.
– Im Süden von Kamerun werden Lebensmittel weggeworfen, während Menschen im Norden Hunger leiden.
Dies zeigt: Das Problem liegt in politischen Handlungen und Entscheidungen begründet, zuvorderst in der Frage: Wie wollen wir verteilen?

Betrachtet man die Kapazitäten der afrikanischen Staaten, zeigt sich, dass eigentlich alle Länder in Afrika für sich selbst sorgen könnten. Allein, das DÜRFEN sie nicht. Man male sich aus, was es (für Europa) bedeuten würden, wenn die so genannte 3. Welt nicht mehr auf den IWF[4] zu hören brauchte. Die westlichen Staaten würden glatt ihre Kontrolle über die afrikanischen Staaten verlieren.

Gegenbewegungen

Es gab bereits Bestrebungen einzelner afrikanischer Länder, sich von dieser Politik und von Europa loszusagen und für sich selbst zu sorgen. Diese Versuche endeten immer in Umstürzen der Regierung, die jeweils den europäischen Staaten nahestehende Regimes an die Macht brachten.

Zu den bekanntesten Beispielen dieses Kampfes gehören Patrice Lumumba, der als erster gewählter Präsident des Kongo offen Anti-Koloniale Politik verfochten hat, bis er am 17.01.61 ermordet wurde, und Thomas Sankara. Bevor dieser an die Macht kam, war Burkina Faso eines der ärmstes Länder der Welt. Nach nur 3 Jahre anderer Politik, hatten die Menschen genug zu Essen, medizinische Versorgung war gewährleistet und Frauenrechte genossen hohe Priorität in der Regierungspolitik. Am 15.10.1987 wurde Thomas Sankara bei einem Staatsstreich ermordet. Die Nachfolgeregierung kehrte zur IWF-Politik zurück, mit wenig überraschenden Ergebnissen.

Aus all dem folgt also, dass wenn Afrika der politisch gemachten Abhängigkeit von Europa begegnen möchte, die Forderungen lauten müssten: Gerechtigkeit statt Hilfe, Reparationen statt Entwicklunshilfe.
„*The aim of Africa should not be to catch up to Europe but to be Africa*" Prof. Molefi Kete Asante

3 Der Marshallplan, offiziell European Recovery Program (kurz: ERP) genannt, war das wichtigste wirtschaftliche Wiederaufbauprogramm der USA, das ab 1948 dem zerstörten Westeuropa zugute kam und bestand aus Krediten, Rohstoffen, Lebensmitteln und Waren im Wert von 13Milliarden USD.

4 Der Internationale Währungsfonds (Kürzel IWF bzw. IMF; englisch International Monetary Fund) ist eine Sonderorganisation der Vereinten Nationen. Er ist eine Schwesterorganisation der Weltbank-Gruppe

Von Intersektionalität zu Interdependenz
oder: immer Ärger mit den Kategorien

Soziale Kategorien sind komplex und miteinander verflochten.

von Maria Klimansky

Verschiedene Bewegungen mit emanzipativen Ansprüchen fokussieren immer wieder auf einzelne oder auch mehrere Dominanzverhältnisse bzw. deren Überwindung und fordern die Anerkennung und kritische Auseinandersetzung mit diesen konkreten und strukturellen Ungleichheiten ein. Viele dieser Dominanzverhältnisse beruhen auf sozialen Kategorien, die ihren politischen Charakter und ihre Kontingenz verschleiern, indem sie als „Natur" daherkommen. Eine zentrale Aufgabe besteht daher in der Dekonstruktion dieser sozialen Kategorien, die unsere Wirklichkeit so grundlegend strukturieren (z.B. „Gesundheit", „Rasse", „Geschlecht", „Sexualität"). Das ist weitgehend bekannt. Aber wie steht es eigentlich um das Verhältnis dieser Kategorien zueinander? Was haben z.B. Vorstellungen von „Frau-sein" mit Vorstellungen von „Weißsein" zu tun? Und was passiert wenn kritische Diskurse *eines* der vielfältigen Dominanzverhältnisse in ihrer Analyse privilegieren?

Diese Frage nach dem Verhältnis verschiedener Dominanzverhältnisse zueinander wird derzeit unter dem Stichwort „Intersektionalität" vorrangig in den *Gender Studies* diskutiert. Dabei wird, soviel sei hier schon gesagt, vor allem auf die „Achsen der Ungleichheit" „Rasse", „Klasse" und „Geschlecht" eingegangen. Ausgehend von der Rassismus-Kritik am Feminismus wollen wir einen kurzen Einblick in diese Debatte geben.

Intro - Kritik am westlichen Feminismus

„... we are actively committed to struggling against racial, sexual, heterosexual, and class oppression and see as our particular task the development of integrated analysis and practice based upon the fact that the major systems of oppression are interlocking. The synthesis of these oppressions creates the conditions of our lives."

So fasste das *Combahee River Collective*, ein Zusammenschluss Schwarzer Feministinnen, ihre Politik 1977 zusammen. Die Kritik marginalisierter Frauen und Feministinnen am westlichen Feminismus war Ausgangspunkt der Debatten über die Verschränkung unterschiedlicher Kategorien sozialer Ungleichheiten, Marginalisierungen und Normalisierungen.

Der westliche, etablierte Feminismus wurde damit konfrontiert, dass er sich quasi ausschließlich an den Interessen *weißer*, westlicher, heterosexueller und nicht behinderter weiblicher Subjekte aus der Mittelschicht orientiert und damit den Raum für weitere Perspektiven verengt. Durch die Setzung einer universalen Kategorie „Frau" (die tatsächlich aber auf die oben beschriebene partikulare Identität rekurriert) wird die unterschiedliche Positioniertheit von Frauen verschleiert. Die Relevanz weiterer Ungleichheitsfaktoren neben der Kategorie Geschlecht wird in diesem Bild ausgeblendet. Für die privilegierte Position, die sich in dieser Kategorie repräsentiert findet, resultiert das in einer Ent-Thematisierung der eigenen Privilegien. Diese Blindheit gegenüber den eigenen Privilegien ermöglicht, die eigene Beteiligung an und die Verantwortung für (Re-)Produktionen von Rassismen und anderen Dominanzverhältnissen zu leugnen.

Kritik an diesem universalisierenden Denken und Sprechen, dass sich auch in den politischen Handlungen niederschlägt, wurde von unterschiedlichen Seiten geäußert. So bezogen sich die Interventionen von Frauen mit Behinderungen zum Beispiel darauf, dass ihnen gesellschaftlich oft Geschlechtsidentität, biologische Reproduktion und Sexualität verweigert werden. Die Kritikpunkte aus der Migrantinnenbewegung umfassten unter anderem die Dethematisierung von juristischen Restriktionen und den unterschiedlichen Zugang zu (sozialen) Ressourcen. Die jüdische Frauenbewegung thematisierte Frauen als (Mit-)Täterinnen im NS und destabilisierte den Mythos von der Opferposition *aller* Frauen. Die Schwarze Frauenbewegung wies auf die Rolle der *weißen* Frau im Kolonialismus hin und brachte die Analyse der sozialen Konstruktion von Weißsein auf, sowie einen verstärkten Fokus auf Privilegien.

All diese politischen Positionen wurden im vorherrschenden feministischen Diskurs nur als die Positionen von ‚den Anderen' bzw. als ‚Sonderfälle' verhandelt und verobjektiviert.

Der Blick auf vielfältige Dominanzverhältnisse wie Alter, Befähigung/Behinderung, Sexualität, Lokalität, Rasse, Nation, Klasse/Schicht, Ethnizität lässt eine Konstruktion von der „marginalisierten Frau" als Sonderfall aber nicht (mehr) zu und hinterfragt auch die Konstruktion „des Mainstream" als homogene Gruppe, die es schafft alle(!) Privilegien auf sich zu vereinen.

Individuen erscheinen nun vielfältig und widersprüchlich positioniert: Einzelne nehmen nie nur eine Position ein, sondern sind immer, entlang von verschiedenen Dominanzverhältnissen, unterschiedlich positioniert.

Intersektionalität als Analysemodell

Bei der Untersuchung des Verhältnisses zwischen Gendertheorien und Postkolonialer Theorie wurde deutlich, dass strukturelle Gemeinsamkeiten nicht automatisch in Allianzen zwischen den betroffenen Gruppen oder sich ergänzender Theoriebildung münden. Daher

eröffnet sich aus der Kritik am westlichen Feminismus die Frage wie Kategorien sozialer Ungleichheiten, Marginalisierungen und Normalisierungen zusammengedacht werden können.

Als Erklärungsansatz gewinnt in den Gender Studies an deutschen Hochschulen das Konzept der ‚Intersektionalität' an Bedeutung. Der Fokus liegt hierbei auf der Verwobenheit und dem Zusammenwirken verschiedener Diskriminierungsformen in einer Person.

Dieses Modell geht auf die Rechtswissenschaftlerin Kimberlé Crenshaw zurück, die 1989 in ihrem Aufsatz „*Demarginalizing the Intersection of Race and Sex: A Black Feminist Critique of Antidiscrimination Doctrine, Feminist Theory and Antiracist Politics*" diesen Begriff geprägt hat. Wegen der Wichtigkeit soll der betreffende Abschnitt zitiert werden:

„*The point is that Black women can experience discrimination in any number of ways and that the contradiction arises from our assumptions that their claims of exclusion must be unidirectional.*

Consider an analogy to traffic in an intersection, coming and going in all four directions. Discrimination like traffic through an intersection, may flow in one direction, and it may flow in another. If an accident happens in an intersection, it can be caused by cars traveling from any number of directions and, somtimes, from all of them. Similarly, if a Black woman is harmed because she is in the intersection, her injury could result from sex discrimination or race discrimanation." [1]

Das Ziel von Crenshaws Intervention war, auf die besondere Subjektposition Schwarzer Frauen aufmerksam zu machen. Dieser Ansatz ermöglicht, dass verschiedene Subjektpositionen im Feld sozialer Bewegungen einbezogen werden und so mehrere Kategorien sozialer Ungleichheit gleichzeitig benannt werden können. Sie verbleibt jedoch in einem Modell von additiven Unterdrückungserfahrungen (eine Person ist eine Frau *und* Schwarz *und* homosexuell). Hier werden soziale Kategorien als unabhängige Phänomene behandelt, wodurch ein Bild von sich überschneidenden oder kreuzenden Diskriminierungen vermittelt wird, die sich punktuell addieren und wieder trennen. Problematisch an dieser Herangehensweise ist, dass die gesamtgesellschaftliche Gewichtung von Kategorien nicht reflektiert wird und spezifische, lokale Ebenen, Felder, Rahmenbedingungen und Konstruktionsprozesse nicht beleuchtet werden.

Soziale Kategorien sind Produkte sozialer Kämpfe und Kräftekonstellationen. Sie stellen keine wertneutralen Universalismen dar, sondern sind eingebettet in einen spezifischen gesellschaftlichen Kontext und unterliegen somit auch seinen dynamischen Veränderungsprozessen. Sie sind Produkte einer nie abgeschlossenen Geschichte, jeder Begriff trägt Geschichte(n) mit sich. Außerdem stehen Kategorien nie für sich selbst, sondern gewinnen ihre Bedeutung erst durch die Abgrenzung von anderen Kategorien.

Die Verwobenheit sozialer Kategorien erstreckt sich auf verschiedene Ebenen (soziale Strukturen, Insititutionen, symbolische Ordnungssysteme, Subjektformationen), Felder (Ökonomie, Recht, Politik, Kultur und Körper) und Subjektpositionierungen. So reproduzieren sich auch ihre Dominanzverhältnisse auf verschiedenen Ebenen und Feldern. Erst durch die Erfassung dieses Zusammenspiels lässt sich die Qualität struktureller Dominanz hinlänglich beschreiben.

Von Intersektionalität zu Interdependenzen

Über den Intersektionalitäts-Ansatz gehen Dietze/Hornscheidt/Walgenbach hinaus und schlagen den Begriff Interdependenzen vor. Damit verfolgen sie eine stärkere Fokussierung auf wechselseitige Abhängigkeiten, die durch den Interdependenzbegriff besser zum Tragen kommen sollen (inter = zwischen und dependenz =Abhängigkeit). „Damit werden Beziehungen von Ungleichheit bzw. Marginalisierungen in den Vordergrund gestellt, während Intersektionalität im Sinne Crenshaws sich auf bestimmte Sektionen oder Schnittmengen konzentriert und somit tendenziell von isolierten Strängen ausgeht."[2]

Wichtig dabei ist, dass es nicht um wechselseitige Interaktionen zwischen den Kategorien geht, sondern darum, die Kategorien selbst *als interdependent* zu begreifen. Dies bedeutet anzuerkennen, dass soziale Kategorien nicht ‚für sich stehen', sondern immer (unausgesprochene) Vorstellungen über weitere soziale Kategorien mit sich tragen und es somit keinen eigentlichen Kern von Kategorien wie z.B. Geschlecht oder Klasse geben kann, sondern diese Kategorien nur in ihrer jeweils spezifischen Erscheinung zu fassen sind.

Von einem genuinen „Kern ließe sich nur sprechen, wenn spezifische Lebensformen, Subjektpositionen oder Diskurse privilegiert und zum theoretischen Zentrum erklärt werden"[3] Soziale Kategorien würden so wieder einmal zu wesenhaften Einheiten verfestigt.

Ein Blick etwa auf die Entstehungskontexte der Kategorien „Rasse", „Klasse" und „Geschlecht" zeigt, dass sich in den kolonisierenden Gesellschaften Europas die viktorianische Vorstellung von „Frau-Sein" in Abgrenzung zur Vorstellung von „dem schwarzen Mann" als „Agressor" und „Lüstling" entwickeln konnte, bzw. umgekehrt. Rassifizierende Bezeichnungspraxen wiederum wurden und werden genutzt, um in Armut lebende Menschen als Gruppe mit wesenhaften Eigenschaften zu konstruieren (z.B. die sog. „Unterschicht"). Es stellt sich also die Frage, ob die Dekonstruktion einer Kategorie nicht an der Oberfläche verbleiben muss, solange die Echos der anderen Kategorien, die in ihr widerhallen, nicht mit einbezogen werden.

Akademische und politische Praxis

Trotz der Einsicht, dass strukturelle Dominanzverhältnisse und soziale Kategorien nicht isoliert und unabhängig voneinander betrachtet werden können, wird in vielen Arbeiten zu Geschlechterverhältnissen erklärt, dass

1 Kimberlé Crenshaw: „Dimarginalizing the Intersection of Race and Sex...", 1989, S. 149

2 Walgenbach/Dietze/Hornscheid/Palm: „Geschlecht als interdependente Kategorie", 2008, Einleitung, S. 9

3 Walgenbach in Walgenbach/Dietze/Hornscheid/Palm: „Geschlecht als interdependente Kategorie, S. 59

Man hat mich angeschwärzt.

andere Kategorien neben „Geschlecht“ für die eigene Untersuchung keine Relevanz hätten, oder kein Platz sei, oder es wird behauptet, dass z.B. die Kategorie „Rasse“ nur im US- amerikanischen Kontext von Bedeutung sei, „hier“ aber nicht.[4]

Ein Blick in die Literatur zu Intersektionalität zeigt außerdem eine Hierarchisierung der Kategorien die quasi als ‚lohnenswert zu analysieren‘ gelten. Die Trias „Rasse“, „Klasse“ und „Geschlecht“ genießt dabei eine privilegierte Stellung. Mitunter aus professoraler Sicht wird dann definiert, dies seien „die wichtigsten“ Kategorien sozialer Ungleichheit. Auffällig bleibt, dass Dominanzverhältnisse wie Ableism, Antiziganismus und Antisemitismus in weiten Teilen der Literatur gar nicht auftauchen.

Es ist uns keine Möglichkeit bekannt, verschiedene Dominanzverhältnisse jenseits einer Auflistung sprachlich zu vermitteln. Weil eine Aufzählung aber nie abgeschlossen sein kann und immer auch Hierarchisierung impliziert, verzichten wir an dieser Stelle darauf.

Die Komplexität sozialer Kategorien und ihre Verflechtung miteinander muss möglichst genau ausgeleuchtet werden, so dass Marginalisierungen wie auch Privelegierungen zum Vorschein treten. Ihre konkrete Umsetzung in theoretischer und politischer Arbeit sehen wir als Herausforderung für die Zukunft.

4 vgl. Eske Wollrad (2005): Weißsein im Widerspruch – feministische Perspektiven auf Rassismus, Kultur und Religion.

Mittwochs 12 Uhr, Unirampe

Burschenschaften und andere studentische Verbindungen verbreiten noch immer rechtes und rassistisches Gedankengut. Ein Beitrag über ihren gesellschaftlichen Einfluss und Versuche diesen zu unterbinden.

von Judith aus Wien

Wer Mittwochs zufällig am Hauptgebäude der Uni Wien vorbei kommt oder regelmäßig eine Lehrveranstaltung besucht, mag sich vielleicht schon über das lächerliche Erscheinungsbild der „farbtragenden" Studenten, die sich dort aus „Tradition" seit Jahrzehnten zum so genannten „Mittwochsbummel" treffen, gewundert haben. In den vergangenen Semestern sorgten jedoch nicht nur diese Ewiggestrigen für Aufregung, sondern auch die relativ große Anzahl antifaschistischer Menschen, die sich ihnen immer öfter in den Weg stellen, sowie auch das große Polizeiaufgebot, mit dem die Uni auf derartige Proteste reagiert.

Alerta Antifascista

Proteste gegen Burschenschafter gab und gibt es zwar seit Jahren immer wieder, jedoch waren diese in Wien nie zuvor so kontinuierlich und häufig gewesen wie in den letzten Monaten. So wurde beispielsweise im Oktober mit umfassenden Aktionen gegen den Turmkommers, welcher 130 Jahre akad. Burschenschaft „Arminia Cernowitz zu Linz" und 90 Jahre „Burschenschafterturm" feiern wollte, in Linz mobilisiert und selbige Burschenschaft als relevanteste in Linz kritisiert sowie auf die reaktionäre Bedeutung des „Anschlussturms" hingewiesen. Seit letztem Semester machen auch die traditionellen Mittwochstreffen der „Burschis" einen zentralen Referenzpunkt antifaschistischer Aktivitäten in Wien aus. Mit Parolen, Transparenten, Papierhüten und Luftballonschwertern wurden die „Gschlitzten" folglich nicht nur bei ihrem traditionellen Treffen gestört, sondern auch eine weitreichende Diskussion unter Studierenden, der Unileitung sowie in der Öffentlichkeit über die für ihr deutschnationales, rassistisches, antisemitisches, homophobes und sexistisches Gedankengut bekannten Verbindungen angezettelt. Auch der zu Beginn des Jahres abgehaltene 55. Ball des WKR (Wiener Korporationsring), der sich selbst als „Arbeitsgemeinschaft der national-freiheitlichen, farbentragenden Korporationen" bezeichnet, ist heuer Ziel spontaner Protestaktionen geworden. Bereits im Vorfeld war beispielsweise Heinz Fischer von der Österreichischen HochschülerInnenschaft der Uni Wien dafür kritisiert worden, dass er diesen „Akademikern deutscher Volkszugehörigkeit", wie sie sich selbst bezeichnen, als Hausherr die Hofburg für das „völkische Großereignis" zur Verfügung stellt. Auch andere österreichische „Promis" haben offensichtlich kein Problem damit, sich in Kreisen deutschnationaler Burschenschaften zu zeigen und so sorgte beispielsweise der Vortänzer der Nation, Thomas Schäfer-Elmayer, mit seiner Tanzschule dafür, dass die Schmissbuben bei der Eröffnung ihren Partnerinnen nicht auf die Füße traten. Zuletzt, am 26. Januar 2008, fand unter dem Titel „Katzenmusik statt Jammerbarden" eine lautstarke Protestkundgebung gegen die deutschnationale Burschenschaft Olympia statt, (Strache ist doch bei einer anderen Burschenschaft) welche zum „nationalen Liederabend" mit dem NPD-Barden Jörg Hähnel geladen hatte.

„Burschis strike back?"

Ein anderer „Alter Herr" derselben Burschenschaft, FPÖ-Wissenschaftssprecher und gleichsam einer von mindestens elf Korporierten im gegenwärtigen FPÖ-Nationalratsklub, Martin Graf, nutzte sein dortiges Mandat im November für eine Diffamierungstirade gegen die Österreichische HochschülerInnenschaft, die seiner Meinung nach (neben ihrem „verwerflichen" Engagement für Schwule und Lesben etc.) auch „Hetzkampagnen" gegen „Farbenstudenten" organisieren würde. So sind die „Burschis", die ohnehin über kein sonderlich großes Mobilisierungspotential verfügen und meist in kleiner Zahl in einer Ecke der Rampe stehen, offensichtlich nicht nur auf den Schutz ihrer alten Herren angewiesen, sondern greifen hin und wieder auch auf die Hilfe ihrer Hooligan-Brüder zurück, um sich von diesen auf der Unirampe vor den Antifas beschützen zu lassen. Dass diese Hools dann auch mal eine Flasche werfen, schien jedoch weder die Polizei noch die Unileitung sonderlich zu beeindrucken. Eine andere lächerliche Auseinandersetzung der Burschis mit jenen Menschen, die sich ihnen Mittwochs entgegenstellen, lässt sich derzeit erneut in einem Youtube-Video finden, welches unter dem Usernamen „Dieter Stein", namensident mit dem Chefredakteur des „Sprachrohrs" der neuen Rechten „Junge Freiheit", online gestellt wurde. Mit Parolen wie „Es gibt nur eine Sünde, sein Vaterland nicht zu lieben" oder die „Die neue Linke muss sterben, damit wir leben", wird Videomaterial der Unirampenaktionen gezeigt und der Versuch gestartet, Antifas zu outen. Bereits zuvor ließen sich zwei ähnlich lächerliche Videos mit dem gleichen Material und ähnlichen Sprüchen, zu denen u. a. auch „Unsere Kirche heißt Deutschland" zählte, finden. Wenngleich die zwei Vorgängervideos ebenso schlecht gemacht waren, wurden sie zumindest bereits nach wenigen Wochen wieder offline gestellt.

Reaktion der Universität

Prinzipiell übt sich die Universität seit Beginn dieser Proteste in erster Linie in Zurückhaltung und zeigt sich

trotz vermehrter Bemühungen seitens der Österreichischen HochschülerInnenschaft wenig gesprächs- und diskussionsbereit. Während sich die einen offiziellen VertreterInnen der Uni Wien folglich davor scheuen, die Verbreitung und Zurschaustellung rechtsextremen Gedankenguts im universitärem Raum zu unterbinden und sich in irgendeiner Form zu positionieren, zeigen sich anhand der genaueren Betrachtung anderer an der Universität verankerter Kräfte ganz andere Tendenzen. Den akademischen Ehrenschutz des bereits erwähnten WKR-Balls übernahmen in diesem Jahr neben auf der Uni altbekannten Burschenschaftern wie dem Geschichteprof Lothar Höbelt oder dem Unirat Friedrich Stefan auch fünf Rektoren unterschiedlicher Universitäten, nämlich Peter Skalicky (TU Wien), Hans Sünkel (TU Graz), Wolf Dietrich Freiherr von Fircks-Burgstaller (Veterinärmedizinische Uni Wien), Reinhart von Gutzeit (Mozartheum Salzburg) und Stephan Schmidt-Wulffen (Akademie der Bildenden Künste Wien). Diese Beispiele geben nicht nur einen Einblick in die feste Verankerung der Anhänger deutschnationaler Gesinnungen im universitären Betrieb, sondern zeigen auch, dass diese reaktionären Verbindungen keinesfalls ein marginalisiertes Randproblem darstellen.

Burschenschaften als Bindeglied

Im Gegenteil, es scheint ein großer Teil der österreichischen Polit- und Gesellschaftsprominenz ebenso wie auch die Universität selbst keine Berührungsängste mit jenen Verbindungen zu haben, die in Österreich als Hort rechtsextremer Gesinnungen einzustufen sind. „Doch erschöpft sich die Bedeutung der Burschenschaften nicht in der Funktion einer Kaderschmiede oder eines Auffangbeckens für den militanten Rechtsextremismus (Neonazismus), auch die entliberalisierte Freiheitliche Partei Österreichs (FPÖ) rekrutiert ihr Führungspersonal wieder vorrangig im korporierten Milieu," wie Heribert Schiedel und Martin Tröger meinen[1]. Dies zeigt sich u. a. an der hohen Anzahl von Nationalratsabgeordneten, die Mitglieder deutschnationaler Burschenschaften sind und so stellen diese rechten Verbindungen auch das Bindeglied zwischen Neo-(Nazismus) und Parlament dar. Es handelt sich um Anhänger rechtsextremer, rassistischer, frauenfeindlicher, antisemitischer und homophober Gesinnungen, um die Kategorien, mit denen diese Buben eingestuft werden können, noch einmal hervorzuheben. Genau durch die ungetrübte Durchführung ihrer Veranstaltungen (wie den Mittwochsbummel) sowie ihre Anerkennung (seitens der Uni) bleibt der völkische Größenwahn dieser Verbindungen ebenso wie ihr Geschichtsrevisionismus und ihre Frauenfeindlichkeit alltäglich und „normal" und wird so in den gesamtgesellschaftlichen rassistischen und antisemitischen Konsens hervorragend integriert. Das menschenverachtende, reaktionäre Gedankengut der Burschenschafter und anderer studentischer Verbindungen ist nämlich keinesfalls auf ihre ideologischen Kreise beschränkt, sondern baut auf ebendiesen gesellschaftlich verbreiteten Missständen auf. So ist den aktuellen Protesten sicher zu Gute zu halten, dass die neu aufflammende Diskussion dieser männerbündischen Organisationen schon lange anstand und durchwegs zur Verschlechterung des Meinungsklimas gegen Burschenschafter beigetragen hat. Umso wichtiger scheint es, diese Diskussionen fortzusetzen und Burschis überall entgegenzutreten.

1 Schiedel, Heribert / Tröger, Martin: „Durch Reinheit zur Einheit" – Zum deutschnationalen Korporationswesen in Österreich, abrufbar unter http://aua.blogsport.de/2007/10/27/durch-reinheit-zur-einheit/

A letter from AntiRa to the RefRat:

von AntiRa M.

My Encounter with the German Left:

It was the end of 2003, I was only 2 months in Berlin and I was marching in a student's demonstration against study fees. I was talking to Anna about the resent news from my homeland. About the sadness that goes through my back and in to my throat when I think about the place I come from and its political situation. Anna told me not to talk so laud "because not everybody here agrees with you". I am marching in a demonstration with 2000 people who do not agree with me…?! In a demonstration against Study fees it might not be so important to agree on everything. But then again I was to keep my opinions to myself, if I did not want to get a slap to my face. It is not allowed to let those voices be heard in a so called left demonstration. The German left in the University makes me think maybe the Germans misunderstood and thought that the holocaust was horrible because it was 6 Million *Jews* that died, and not because it was *people*, flesh and blood, that were brutally and in a monstrous way murdered. It is a taboo. And having taboos is against my "lefty" principles. Any kind of dogmatic thinking should stay on the right side of the political map.

Who am I?

I am the Anti-racism and foreign students referent in the Students Council of the Student Parliament of the Humboldt University in Berlin.

I am a daughter to a Jewish Israeli mother and a Palestinian father and I consider my self 100% of both. And I am anti-Zionist. To be outed as an Anti Zionist in Germany, in the German left or even in the University's Students Committees has been a hard and painful experience for me.

Why am i writing?

Almost all the German left I have encountered in the 4 last years was either ignoring or actively bullying me about the political background from which I come. The German colleagues in the RefRat as well. And in the RefRat it shut me up. Not only being new in a structure, not only speaking a language that is not my mother tongue, not to speak of the jargon of the University bodies and committees slang of the left, I also have to have all these things going through my head : "Will they think I am anti-Semitic? Will they not hear what I have to say any more? Or maybe even worse, they will twist my words and call me a self hating Jew". I am supposed to be the anti-racism referent but i am not allowed to confront the German colleagues with their concept of racism.

But then again I forgot that some would argue anti-Semitism is not even racism. That anti-Semitism positions the Jew as a higher, stronger, smarter and superior creature, which is different than racism, which puts it's objects in a lower position as an inferior creature. I think this is a very flat look at things and not a critical one at all. Both kinds of racism define their victims as inferior, physically and morally. And the analytic separation between them is only a reproduction of the perpetrator's definitions, for the sake of naming the functionality of it. The separation between Jews and other humans is a continuation of the same state of mind.

I will tell you a story:

Once upon a time there was a discussion about Palestinian scarves in the left wing of Germany, Berlin. H&M started a new fashion – the Palestinian scarf. Now don't get me wrong I do not think it is a good thing. It is cleaning the political message out of my liberation symbol. Stupid 12 year olds are wearing it without thinking about it. The same tactics of: if you can't beat it – capitalise it. But this is not what was bothering my German colleagues. They were worried because all Palestinian-scarf-wearing people are anti-Semites (an interesting conception – which, never the less, does not take in account the things going on inside people's head, but only what is around their neck). Not very long after, a very interesting flyer was flying around the University – "Ist Dir kalt oder hast Du was gegen Juden?!", *liberté toujours*, written a couple of years before, January 2004 – a polemic and one sided article trying to portray the history of the 'Palituch' (without even mentioning where it actually came from – Kurdish armies conquering Palestine in the 19th century). But I really do not want to approach this very badly written pseudo-academic work. It is easy to see through and I will leave it. I have raised the issue of the flyer to some of my colleagues. Although they did not agree with me I had the impression they took my opinions seriously. Their point was that „Palitücher" are used by Neo-Nazis and are to be identified like this in the German context. My point was the origin of the symbol is in freedom and should be identified like one, and that one could use the same argument to exclude skinheads from the left wing since also the skinhead culture is often identified with Neo-Nazis. The discussion went on and I even offered to have an open discussion about it,

in which another member of the group and I would be preparing for an academic debate. This discussion was to be recorded, manuscript and printed in the next edition of a newspaper. A full, cultural, polite and respectable exchange of political ideas. All good and well, a while went by and I approached the same person. He was a bit embarrassed and said that I probably wouldn't want to work with him again, because they have already printed an article about the meaning of the Palituch fashion for this edition. No need to say I felt bad but that is not the issue at all. If a well thought political decision of mine makes somebody feel bad, I just have to take it in to consideration, but to censure somebody you are working with? This is a whole new thing. I need not continue with this story. The mistake is clear and he saw it too.

I will tell you another story, but before that I want to say all people involved are good people, and I am not claiming anything else. I am just pin pointing so it could be reflected upon.

A colleague from the RefRat told me she heard a song of a woman, French rapper, singing about the horrors of the occupation and hoping for better days finishing her sentence with the request for gods will, "insha-allah". My friend could not stand the fact she is turning to Islam, "why all this religious shit?", she could not hear the song. A couple of sentences later, we were discussing Israeli music and she mentioned a rapper named subliminal – a racist, chauvinist, religious Israeli rapper, which has been doing quite well in the Israeli music scene in the last couple of years. I remarked on that and said I cannot hear him since he's talking about exterminating half of my family (the big half…). The fact did not disturb her and she said that as long as she can't understand everything he is saying it is o.k to listen to him. During the discussion I did not see the contradiction, but while I was thinking about it later saw once again the real face of the German left.

I will tell you another story that left a deep scar in my heart. I have been elected to represent the foreign Students and the anti racist struggle in the students' council. It is my first year in the university and the meeting starts. The flow of official and slang German I have never heard is banging on my ears and I hardly can understand a word. Nevertheless I go smoke a cigarette with the other members during the break. The discussion about my homeland arises and I find myself confronted with the accusation of being a self hating Jew, I deny, of course, and the guy just tells me there are enough Jews who proved they are capable of being anti-Semites. Nobody stood up for me, and I have to go back to the meeting with the bad feeling of being an anti-Semite. Let me make it easier – a German accuses a non German in the middle of a group and no other German stands up to defend the outsider.

Supremacy:

I have been in Germany for almost 5 years now. I have been working with migrant movements, anti-racism groups, international and German left, it is still not easy to be a minority in Germany. Not even in the left wing, not even in the University. I am hurt.

I have to mention some stuff just to make some things straight. The RefRat is one of the most important substances of the Students involvement in University Decisions. All autonomous Referats are chosen by a plenary meeting of Students that have to do with the responsibilities of the Referat; Studieren mit Kind Referat is being chosen by Parent-Students, Frauen Referat is chosen by female Students and so forth. The AntiRa and ausländische Studierende is not chosen by the foreign students, nor by Students affected by racism, they have a different role for us. We are chosen directly by the Parliament. The German Students Parliament. As far as I know I was the only foreigner in the StuPa in the last two years. There is some kind of a reason for it but it does not matter, the roles are different for foreigners, also in the University, also in the RefRat.

I am working with many different people in the German left, for the right for good and free education for everyone, the rights of refugees and migrants and the right to live in a society free of any kind of patriarchal structures, be it chauvinist or capitalist. I haven't found a German group where I can feel comfortable. This begins with people not listening to me (or to other people whose mother tounge is not German) when I talk in public gatherings where the Germans are the majority; people explaining me I don't understand the context (when I do) and up to publicly insulting me with very serious accusations, either by really doing so or by not protesting when other do so.

Now I have found a successor, that will run for the same office I have been doing for the last two years. He is perfect for the job and i will support him on election day, but i am not sure the others will. He is also an Israeli and defines himself as an anarchist, which necessarily makes him a non Zionist if not an anti Zionist, and although he probably agrees on many of the basic principles concerning university politics leading the RefRat he might not be elected because of his political opinion. Because of the fact that he is an Israeli who is criticising his own Government.

I think German left should look at itself for a while before criticizing anybody else.

Quellen:

http://www.israelipalestinian-procon.org/populationpalestine.html#graph5

http://libertetoujours.atspace.com/texte/08-palituch.htm

Vollversammlung der ausländischen Studierenden der Humbold-Universität zu Berlin.

(Offen für alle Studierenden, die mit Rassismus konfrontiert sind.)

Datum: 8. Januar 2009
Zeit: 18:00 Uhr
Raum: 1.201, Dorotheenstr. 24/Hegelplatz

Vorläufige Tagesordnung:

1. Begrüßung
2. Vorstellung der Studentische Organisationen: StuPa, RefRat, Studentische Initiativen
3. Diskussion über das Konzept des Referats AntiRa und ausländ. Studierende: Probleme, Dilemmata, Stärke, Lösungen...
4. Vorstellung der KandidatInnen
5. Wahl der KandidatInnen
6. Schluss Diskussion

Referat für Antirassismus und ausländische Studierende im ReferentInnenRat
Sitz: Clara-Zetkinstraße 17 (Dorotheenstraße), 10099 Berlin
Rückseite Ostflügel Hauptgebäude
antira@refrat.hu-berlin.de
www.refrat.de

Sprechstunde:
Mo. 12:00-14:00, 16:00-18:00

Wahl der/des neuen Referentin/en:
8. Sitzung des 16. StuPa, Montag, 19.01.09, 18:30 Uhr
Audimax Hauptgebäude UL6

PalkT – Perspektive anti | koloniale Gegenwart

...ist ein offener Kreis von Menschen, die sich seit über einem Jahr zum Thema Rassismus in der Wissenschaft, Universität und Lehre vernetzen. Wir setzen uns mit rassistischen Strukturen auseinander und stellen uns ihnen entgegen. Dabei geht es nicht nur um eine Auseinandersetzung mit dem universitären Alltag, sondern auch darum zu hinterfragen, wie Wissen in unser Gesellschaft generell hergestellt und reproduziert wird.
Palkt dient als Plattform, um unterschiedliche Menschen und Ideen in Kontakt zu bringen und auch, um neue Projekte zu initiieren. Derzeit arbeiten wir an einer Plakatkampagne, welche Rassismus in der deutschen Wissenschafts- und Universitätslandschaft thematisiert. Wir sind an der Vernetzung mit anderen Gruppen und Einzelpersonen interessiert, um gemeinsame Projekte anzugehen, sich gegenseitig zu unterstützen und kritisch über die eigene Arbeit auszutauschen.

Kontakt: paktberlin@gmail.com
und bald: pakt.blogsport.de

Studentische Sozialberatung

an der Humboldt-Universität

Allgemeine Sozialberatung
Sprechzeiten
Mittwoch 14–16 Uhr
In den Semesterferien:
Mittwoch 14–16 Uhr

Monbijoustraße 3/Raum 16
Tel.: 20 93 - 19 86
Email: beratung.allgemein@refrat.hu-berlin .de

Unterhalts- und BAföG-Beratung
Sprechzeiten
Montag, Mittwoch und Donnerstag 14:30 - 18 Uhr
März, August und September:
Mittwoch 10 - 14 Uhr

Monbijoustraße 3/ Raum 15
Tel.: 20 93-10 60
E-Mail: beratung.bafoeg@refrat.hu-berlin .de

Beratung für Studierende mit Kind(ern)
Sprechzeiten
Montags 12 - 15:30 Uhr
Mittwochs 10 - 13:30 Uhr
März, August und September:
Mittwoch 9 - 13:30 Uhr und nach Vereinbarung

Monbijoustraße 3/ Raum 16
Tel.: 20 93-19 86 Internet: www.refrat.de/soziales/stuki
E-Mail: beratung.kind@refrat.hu-berlin.de

Beratung für ausländische Studierende
Sprechzeiten
Montag 10 - 14:30 Uhr; Mittwoch 10 - 19 Uhr
Donnerstag 13:30 - 18 Uhr
März, August und September:
Mittwoch 10 - 15 Uhr und nach Vereinbarung

Monbijoustraße 3/ Raum 6
Tel.: 20 93-10 62 Internet: www.refrat.de/soziales/befas
E-Mail: beratung.auslaenderinnen@refrat.hu-berlin.de

Enthinderungsberatung
Sprechzeiten
Montags 13:30 - 18 Uhr; Mittwochs 9 - 13:30 Uhr
März, August, September:
Mittwochs 9 - 13:30 Uhr und nach Vereinbarung

Monbijoustraße 3/ Raum 5
Tel.: 20 93-21 45
E-Mail: beratung.enthinderung@refrat.hu-berlin.de
Internet: www.refrat.hu-berlin.de/soziales/enthinderung

Allgemeine Rechtsberatung
Sprechzeiten
Mittwoch 18–20 Uhr
In den Semesterferien:
Mittwoch 18–20 Uhr, 14-tägig

Monbijoustraße 3/ Raum 16

Rechtsberatung zu Hochschul- und Prüfungsrecht
Sprechzeiten
Donnerstag 12-14 Uhr, 14-tägig

Dorotheenstraße 17/ Raum 2
aktuelle Termine: www.refrat.de/lust

Arbeitsrechtliche Anfangsberatung
Sprechzeiten
Montag 9 - 13 Uhr; Mittwoch 14 - 18 Uhr
März, August, September: Mi 14 - 18 Uhr

Monbijoustraße 3/ Raum 5
Tel.: 20 93-21 45 www.refrat.de/soziales/arbeit
E-Mail: beratung.arbeit@refrat.hu-berlin.de

An- und Aussichten zu vergeben.
Weltenbilder

Essays zu Wissens- und Kulturtransfer

liegt aus an
studentischen Knotenpunkten,
am Seminar für Afrikawissenschaften,
in Bibliotheken…
oder schreibt uns eine Mail an:
weltenbilder@gmail.com